UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00639068 6

BL
325
D4G4

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

WILLIAM H. DONNER
COLLECTION

purchased from
a gift by

THE DONNER CANADIAN
FOUNDATION

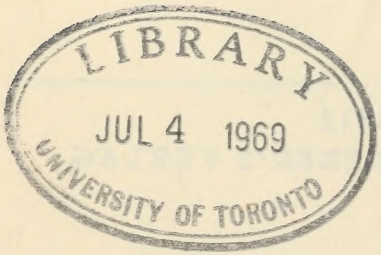
DER MYTHUS VON DER SINTFLUT

VON

GEORG GERLAND

BONN 1912
A. MARCUS UND E. WEBER'S VERLAG

BL
325
D4G4



Vorwort.

Eine Reihe meiner ethnographischen und religionswissenschaftlichen Abhandlungen, die teils aus Kollegien hervorgegangen sind, harren schon seit längerer Zeit ihrer Veröffentlichung; aber leider konnte ich an dieselbe in den letzten 10—15 Jahren meiner amtlichen Tätigkeit nicht herangehen, da die Gründung und Einrichtung der deutschen und namentlich der internationalen seismischen Assoziation meine Zeit und Kraft völlig in Anspruch nahmen. Nun, in den Ruhestand getreten, bin ich von berufenster hochgeschätzter Seite wiederholt zur Veröffentlichung jener Abhandlungen aufgefordert, zu der mich ja auch die hohe Zahl meiner Lebensjahre hindrängt. Und so habe ich mich zu möglichst schneller Herausgabe entschlossen, ohne nochmalige Durcharbeitung und ohne Berücksichtigung eventueller neuester Veröffentlichungen, und übergebe die erste dieser Arbeiten der Oeffentlichkeit, anspruchslos, wie sie vor Jahren entstanden ist.

Straßburg i. E., 21. Febr. 1912.

Prof. Dr. G. Gerland.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1—8
1. Westasiatisch-semitische Erzählungen	8—27
2. Afrikanische Sintflutberichte	27—38
3. Australien	38—41
4. Melanesien, Mikro-, Polynesien	41—59
5. Malaisien	59—71
6. Zentral- und ostasiatische Völker	71—84
7. Nordamerika	84—106
8. Südamerika	107—110
9. Indogermanen	110—117
10. Schluß	117—124

Von allen Sagen oder Mythen der Welt ist die Erzählung von der Sintflut wohl die merkwürdigste. Wie sie räumlich über die ganze Erde ausgebreitet ist, so geht sie auch zeitlich sehr weit zurück, da wir sie bei den verschiedensten Völkern in analoger, selbständiger Entwicklung finden. Wie sie als heilige Ueberlieferung, als wichtige Tat der strafenden Gottheit erzählt wird, wie sie eine der hervorragendsten Erzählungen der Bibel ist, so finden wir sie schon in sehr früher Zeit, im Beginn der griechischen Wissenschaft, als eine Tatsache der natürlichen Wirklichkeit aufgefaßt. Und letztere Auffassung hielt sich in voller Kraft bis in das 19. Jahrhundert, wo einer der ersten Naturforscher, Georg Cuvier, wie ähnlich vor ihm Büffon und viel früher Aristoteles, aus der Natur der Erdrinde und der Lebewesen eine Reihe von Sintfluten, von Kataklysmen, annahm, die nach jeder Periode der Erdentwicklung eingetreten seien. Es gehörte die Genialität Lyells dazu, um diese Anschauungen zu widerlegen und seiner sowie Darwins Auffassung einer allmählichen, natürlich-gesetzmäßigen Erd- und Lebensentwicklung auch der Sintflut gegenüber Bahn zu brechen. Und noch am Ende des 19. Jahrhunderts hat Eduard Süss[1] die Sintflutsage

1) Antlitz der Erde, 1, 91.

auf einen ganz engen Kreis von Tatsachen zurückgeführt, indem er sie als Erinnerungsbild einer besonders heftigen Sturmflut der Euphratmündung deutet, wie ähnlich, freilich schon lange vor ihm, der Jenenser Theolog L. Diestel (Die Sintflut und die Flutsagen des Altertums, Berlin 1871, S. 12, 15).

Dazu kommt noch ein Zweites. Während sonst die Erzählungen von den Göttern und ihren Taten in Aufbau und Inhalt einfach sind, da sie von einem einzelnen Helden und dessen einzelnen Taten handeln, ist die Geschichte der Sintflut verhältnismäßig komplex, ein Mannigfaltiges umfassend und ohne eigentlichen Hauptheldeu. Die gesamte Menschheit tritt auf, ursprünglich rein, dann verderbt, ihr gegenüber steht der vernichtende Zorn Gottes oder der Götter, zwischen Menschheit und Gottheit dann ein oder einige Gerechte, welche gerettet werden, durch göttliche Unterweisung, durch eigenes Können, durch besondere Hilfe eines dämonischen Steuermanns, doch auf selbstgebauten Schiffen; sie kommen in ferne Gegenden der Welt, sie beginnen, sie begründen ein neues Leben, wenn sie nicht direkt zu den Göttern eingehen. Mit ihnen vereint sich, durch sie gerettet, die gesamte Lebewelt der Erde. Ebenso aber auch die anorganische Gesamtwelt: die Erdfeste mit ihren hochragenden Bergen, mit ihren zerstreut umher liegenden Gesteinen; die Gewölke, die Stürme, die Gewässer, die vom Himmel stürzen, die aus der Erde quellen, die allwärts das Festland als Meer umgeben, Donner und Blitz und der freundlich-erhabene Regenbogen; dies mächtige Gesamtbild des Erdlebens, von dem jeder Zug bedeutend ist und keiner fehlen darf, ist in dieser Erzählung zusammengefaßt.

Und drittens: auch jetzt noch ist die Erzählung von der großen Flut über die ganze Erde verbreitet, wie

sie auch, was keine andere Mythe oder Sage tut, auf die Gesamterde sich bezieht. Nicht alle Völker haben sie, wohl aber alle Völkerstämme in den verschiedensten Weltgegenden, auf allen Kontinenten. Und bei den verschiedensten Völkern steht sie in gleichmäßigem Zusammenhang mit anderen Urmythen, mit denen von der Erderschaffung, mit Sonnen- und Mondmythen, ferner mit Erzählungen über göttliche Strafgerichte usw. Will man also die Flutsagen nach Inhalt und Entstehung kennen lernen, begreifen, so ist es nötig, einen sehr weiten Ueberblick über die Völker der Erde und ihr schaffendes Geistesleben zu halten.

Damit ist noch eine andere wichtige Frage vor die Entscheidung gestellt. Welchem Gebiet ältester Erzählungen gehört der Sintflutbericht an? Der Sage oder dem Mythus?

Unter Sage verstehen wir die früher oder später eintretende poetische Ausschmückung historischer Tatsachen. Die Sage bemächtigt sich mit Vorliebe der großen geschichtlichen Personen und Ereignisse, die sie in dankbarer oder verwerfender Erinnerung ausschmückt, ins Gute oder Böse. Auch Wunder kann die Sage berichten, Geister (Seelen, Gespenster menschlichen Ursprungs) an bestimmten Orten umgehen lassen, aber sie schafft ihre Tatsachen nicht, sie bringt zu den Tatsachen, auf denen sie beruht, nichts eigentlich Neues: sie gibt sozialpsychische, sozial festgehaltene Eindrücke wieder, die durch allmähliche, meist unbewußte, Assoziationen erweitert sind. Die Sage ist eine sekundäre, meist passive Bildung; sie geht stets vom Irdischen aus, indem sie es in das Bedeutendere, Bessere, Geistige erhebt, sie ist also eine jüngere geistige Tätigkeit. Den umgekehrten Weg nimmt der Mythus. Geht die Sage von unten, vom

festen Boden der Erde nach oben, die Wirklichkeit in die Ueberwirklichkeit erhebend: so zieht der Mythus den Himmel auf die Erde herab, er will das Uebergroße, Uebermenschliche begreifen, sich erklären, es psychisch bewältigen; er zieht es in den Bereich des Menschlichen und schafft neue Vorstellungen. So ist er aktiv, schöpferisch; er gehört der älteren, völlig unbewußten Tätigkeit der Menschheit an, und selbstverständlich ist diese Tätigkeit als eine soziale zu denken. Hierauf beruht die Schwierigkeit, einen Mythus zu erklären; zugleich aber auch seine psychologische Gesetzmäßigkeit, durch die wir allein die Richtigkeit einer gegebenen Erklärung beweisen können. Solche Beweise sind schwer. Denn bei der Stumpfheit der Auffassungen des Naturmenschen ergeben auch oft wiederholte scharfe Sinnenreize nur stumpfe Gesamteindrücke, die unbewußt und unwillkürlich durch völlig unkontrollierbare Nerventätigkeit und durch Assoziationen der Reize zustande kommen — eine für alle geistige Entwicklung höchst wichtige Tatsache. Die Sonne, der Mond sind dem Ur- und Naturmenschen völlig unbegreifliche, weil völlig heterogene Dinge, die er nur ganz stumpf als etwas Helles, Fernes, ihm Ueberlegenes auffaßt, die ihm aber, durch jene unbewußte vergleichende Nerventätigkeit zu der dumpfen Auffassung eines leuchtenden Uebermenschen werden, zu einer unklaren, aber ihm faßlichen Vorstellung eines menschlichen, einseitig handelnden, unerreichbaren Wesens, der Sonnen-, der Mondgottheit. Hier ist etwas Neues geschaffen, neue Begriffe, neue Wesenheiten, neue Zusammenhänge, neue Tätigkeiten, die anregend, bereichernd, stärkend und erhebend auf das Individuum und auf die Summe der Individuen wirken.

Was ist also der Sintflutbericht? Mythus oder Sage? Da wir ihn aus den verschiedensten Teilen der Welt

kennen, übereinstimmend in den Hauptzügen, so kann er nur Mythus sein, also eine Darstellung äußerer, übermenschlicher, einigermaßen gleichartiger Tatsachen, die er in neuer, eigener, geschichtlich erzählender Form wiedergibt, um sie psychisch zu bewältigen, menschlich begreiflich zu machen. Um dies zu verstehen, ist auf fünf grundlegende psychologische Tatsachen hinzuweisen.

Erstlich: der Ur-, Naturmensch kann die Dinge um ihn her nicht anders als anthropomorphisch auffassen und sich begreiflich machen, nur durch Uebertragung eigener Zustände auf die Außendinge, wie dies ja schon infolge der unausbleiblichen Assoziationen eintreten muß. Denn seine eigenen Empfindungen und die Eindrücke seitens der ihm instinktmäßig völlig begreiflichen Nebenmenschen, mit denen und von denen ihn alles trifft, was er erlebt, das sind die Objekte, welche sein Bewußtsein füllen, denen sich jede neue Tatsache unterordnen, einfügen, anpassen muß. Der Baum, das Tier, der Stern denkt, empfindet, ist, wie er; und wie sollte es anders sein können? Ja auch wir gehen noch auf denselben Bahnen, gezwungen durch unsere Sprache, welche die Anthropomorphismen nicht vermeiden kann, schon infolge des verschiedenen Geschlechtes der Worte. Wir sagen: der Weg geht, läuft, führt; die Uhr geht; die Sonne lacht, der Mond schwimmt; der Stein droht zu fallen; die Blume will aufgehen, der Vulkan speit; Gott wohnt, thront; die Flamme wütet usw. Die ganze „Tücke des Objekts", die wohl gar zur Mißhandlung des Objekts führt, gehört hierher.

Und zweitens: der Projektionszwang. Der Zustand, welcher im psychophysischen Zentralapparat durch äußere Reizung entsteht, enthält ein Plus, welches der Zentralapparat zur Herstellung seines natürlichen Zustandes und

Gleichgewichtes gezwungen ist, wieder nach außen zu projizieren, und dies geschieht am unmittelbarsten, und schon auf sehr frühen Stufen des animalischen Lebens, durch Tönung, deren Art und Stärke der eindringenden Kraft der Reizung entspricht. Diese Kraft kann eine auf einmal einbrechende und dann meist schmerzliche sein: oder sie kann sich durch Summation infolge der stets wiederholten gleichen Eindrücke allmählich bilden; und gerade diese Bildung ist für uns die wichtigste. Auf ihr beruht die Entstehung der Sprachelemente, der Sprache und sekundär auch die des Mythus. Denn wie die unmittelbar auf genügende Reizstärke folgende Tönung eine zunächst ganz unwillkürliche, durchaus nur den Kraftgesetzen folgende Reaktion ist, so ist auch die kompliziertere Art der Projektion, das Verlegen der Reizursache nach außen, ihre äußere Lokalisierung in der Form, in der sie der psychophysische Apparat aufnehmen mußte, eine durchaus unwillkürliche, streng gesetzmäßige, also notwendige Folge des psychophysischen Zentrums, und so treten auch die anthropomorphischen Auffassungen und Umbildungen äußerer Dinge selbst wieder als äußere Dinge in die Welt hinaus.

Aus dem bisher Gesagten folgt aber drittens, daß der Eindruck, der als etwas bleibend Menschliches projiziert wird, nicht ein nur einmaliger, wenn auch noch so heftiger Eindruck sein kann. Ein solcher würde in dem Vielerlei der Eindrücke zu rasch vorübergehen, ohne bleibende Kraft zu haben. Nur das ewig Gestrige hat durch seine Stetigkeit Macht über die Menschen, kann allein zur Gemütsmacht mit dauerndem Projektionszwang werden; nur in dem ewig Gestrigen wurzeln alle Mythen, nur aus ihm können sie sich durch die — unerläßliche — stete Wiederholung bilden, durch Generationen hindurch, nicht aber aus einzelnen Eindrücken, Schrecken, die mit

der Person, mit der Generation zugrunde gehen. Handelt es sich doch um Zeiten ohne feste, absichtliche Ueberlieferung.

Und viertens: wie zeitlich, so muß der betreffende Eindruck auch räumlich wirken. Nicht bloß von einem Individuum aus kann er bleibend wirken: er muß bestätigt werden als der Eindruck der ganzen Summe zusammengehöriger, also einen gemeinsamen Raum innehabender Individuen; nur durch diese gesellschaftliche Summation kann er das werden, was er ist, Gemeingut der Gesellschaft, soziale Gesamtkraft, die von der Sozietät auf die Sozietät durch die Generationen vererbt und dadurch objektiv, d. h. zu genereller Wahrheit wird, mit bleibendem Projektionszwang.

Aus allem Gesagten folgt aber endlich fünftens, daß eine auf diese Weise zu stande gekommene gesellschaftlich allgemeine Vorstellung oder gar Vorstellungsreihe nie eine ganz scharfe, bestimmte sein kann: Unbestimmtheiten, lokale, zeitliche Abweichungen usw. werden ihr stets anhaften. Finden wir dennoch derartige Auffassungen, Ueberlieferungen weit verbreitet, in heterogenen Umgebungen, so sind sie desto originaler, desto älter, zugleich aber auch desto strenger von außen her beeinflußt, wobei wir von abweichenden Nebenumständen der Ueberlieferungen absehen können.

Der Mythus der Sintflut ist nun sehr eigentümlich. Zunächst ergibt sich aus dem Gesagten, daß er sehr alt ist. Seine Mannigfaltigkeit, seine Ausdehnung, das wunderbare Ineinandergreifen von Himmel und Erde ist schon erwähnt, ebenso die ethische Vertiefung der Sintflut zur Sündflut. Diese ganz eigentümliche Stellung der Sintfluterzählung ist für ihre wissenschaftliche Behandlung von Wichtigkeit. Was kann einem solchen Mythus

an Tatsachen, einheitlich zusammengehörigen Tatsachen — denn willkürliches Kombinieren ist der Natur des Mythus, der Mythenbildung ganz fremd, die immer unter untrennbaren Zwangsvorstellungen steht — zugrunde liegen, so zugrunde liegen, daß wir diese Tatsachen als zusammengehörige deuten müssen und können? Auch jetzt noch sind sehr heterogene Erklärungen im Schwange: man faßt, auch heute noch, die Sintflut als natürliches, wirkliches Faktum, die Sündflut als feststehende religiöse Tatsache, man faßt sie als Sage, als Ausschmückung gegebener Tatsachen (Stürme etc.) auf; man sucht sie als Mythus aufzulösen, mit anderen Mythen zu verknüpfen, namentlich mit den verhältnismäßig jungen und einfachen Sonnen- und Mondmythen; sie gehört der Religion vieler Völker und namentlich auch der Kulturvölker an. Die Frage nach Wesen und Bedeutung der Sintflutmythen ist also eine nach den verschiedensten Seiten hin wichtige, aber keineswegs leicht zu behandelnde. Wollen wir uns ihrem Studium unterziehen, so müssen wir uns zunächst unser Material über die ganze Erde hin zusammensuchen, was bisher für unsere Zwecke noch nicht genügend geschehen ist.

1. Westasiatisch-semitische Erzählungen.

Unter den semitischen Sintflutberichten stehen natürlich die der Genesis für uns in erster Linie. Die Genesis, so lehrt die wissenschaftliche Theologie unwiderleglich [1], ist eine Sammlung von Mythen und Sagen aus sehr alter Zeit, die in späteren Jahrhunderten, späteren Auffassungen entsprechend, umgeformt, mit neuen Erzählungen vermischt, mehrfach gesammelt, aufgeschrieben, zusammen-

1) Herm. Gunkel, Handkommentar zur Genesis, 1902, S. LXXI.

gearbeitet sind. So haben wir für die Sintflut Aufzeichnungen aus älterer Zeit, die Aufzeichnungen des Jahvisten — so genannt, weil Gott in ihr Jahve (Jehova) heißt — aufgezeichnet etwa um 900 v. Chr. (?Gunkel, Genesis S. LXXVIII), genaueres läßt sich wohl nicht bestimmen. Gewiß aber hat Gunkel recht, wenn er (Genes. 60) sagt: „Wir dürfen schließen: a) daß die Tradition von der Sintflut in Israel uralt ist, b) daß die gegenwärtige Gestalt der Sage in verhältnismäßig jüngere Zeit gehört. c) Diese ältere Tradition dürfen wir uns, nach Analogie der Szene vom Aussenden der Vögel, viel weltlicher vorstellen als die uns vorliegende Darstellung." — Viel jünger ist die Niederschrift des Mythus in dem sogenannten Priestercodex, der im Exil, also etwa um 470 aufgeschrieben wurde. Aber auch in ihm sind mehrere Berichte verquickt, und so umfaßt die Genesis eine ganze Reihe von Sintfluterzählungen, welche die moderne Bibelforschung längst kritisch erkannt und gesondert hat. Die Bearbeitung des Jahvisten gibt Gunkel (Gen. 53) mit Ausscheidung alles dessen, was dem Jahvisten nicht zugehört. Sie lautet Genes. 6:

Jahve sah, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens immerfort nur böse war: da reute es Jahve, daß er die Menschen auf Erden geschaffen hatte und es bekümmerte ihn tief. Darum sprach Jahve: ich will die Menschen von der Fläche des Erdbodens vertilgen, denn es reuet mich, daß ich sie geschaffen habe. Noah aber hatte Gnade vor Jahve gefunden.

Gen. 7. Dann sprach Jahve zu Noah: Geh du sammt deinem ganzen Hause in die Arche; denn dich habe ich als gerecht vor mir befunden in diesem Geschlecht. Von allen reinen Tieren nimm zu dir je sieben, Männchen und

Weibchen, und von den Tieren, die nicht rein sind, je zwei, Männchen und Weibchen, auf daß Same lebendig bleibe auf der Fläche der ganzen Erde. Denn in noch sieben Tagen will ich es regnen lassen auf Erden, vierzig Tage und vierzig Nächte, und so die Wesen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Fläche des Erdbodens. Noah aber tat, ganz wie Jahve befohlen hatte.

Nach sieben Tagen aber kamen die Wasser der Sintflut über die Erde. Da gieng Noah in die Arche vor den Wassern der Sintflut; und Jahve schloß hinter ihm zu. Der Regen aber strömte auf die Erde vierzig Tage und vierzig Nächte; und die Wasser stiegen und hoben die Arche empor, daß sie über der Erde schwamm. So vertilgte Jahve alle Wesen auf der Fläche des Erdbodens; alles, was Lebensodem in seiner Nase hat und auf dem Trockenen lebt, das starb; und Noah blieb übrig und was bei ihm in der Arche war.

Gen. 8. Nach vierzig Tagen aber ward dem Regen vom Himmel her gewehrt; da verliefen sich die Wasser allmählich von der Erde. . . . So wartete er sieben Tage; dann tat Noah das Fenster an der Arche auf, das er gemacht hatte. Und er schickte den Raben aus; der flog hin und her, bis das Wasser von der Erde ausgetrocknet war. Und er schickte die Taube aus, um zu sehen, ob sich das Wasser von der Fläche des Erdbodens verlaufen hätte; aber die Taube fand keinen Ort, wo ihr Fuß ruhen konnte; so kam sie zu ihm in die Arche zurück, weil noch auf der Fläche der ganzen Erde Wasser war; da streckte er die Hand heraus, ergriff sie und nahm sie zu sich in die Arche. Hierauf wartete er nochmals sieben Tage, da schickte er abermals die Taube aus der Arche; zur Abendzeit aber kam die Taube zu ihm zurück und siehe da! sie hatte einen frischen Oelzweig im Schnabel.

Daran erkannte Noah, daß sich das Wasser von der Erde verlaufen hatte. Hierauf wartete er nochmals sieben Tage, da schickte er die Taube aus; diesmal aber kam sie nicht wieder zu ihm. Da tat Noah das Dach vom Kasten und schaute aus und sieh da! Die Fläche des Erdbodens war trocken geworden! . . . . Und Noah baute Jahve einen Altar und nahm von allen reinen Tieren und von allen reinen Vögeln und brachte Ganzopfer dar auf dem Altar. Als Jahve aber den lieblichen Geruch roch, sprach Jahve bei sich selbst: Ich will hinfort den Erdboden nicht mehr verfluchen um des Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist doch böse von Jugend auf. Ich will hinfort nicht mehr alles Lebendige umbringen, wie ich getan habe. Fortan sollen, so lange die Erde steht, nicht mehr aufhören

Säen und Ernten, Frost und Hitze,
Sommer und Winter, Tag und Nacht!

Mit diesem Bericht des Jahvisten ist nun in der biblischen Redaktion der Genesis die Sintfluterzählung des Priesterkodex eng verquickt. Sie unterscheidet sich zunächst durch eine Reihe von Zügen, welche für den Mythus als solchen wenig Bedeutung haben: so gibt sie eine genaue Beschreibung des Baues, der Einrichtung der Arche, sie zählt sorgfältig auf, wer von Noahs Verwandten mit in der Arche war; daß nicht bloß Gevögel nach seiner Art und Vieh nach seiner Art, daß auch alles Gewürm, was auf dem Boden kriecht, eingeführt wird, und zwar — dies ist wichtig — ohne Unterschied von rein und unrein und von jeder Art nur ein, nicht etwa sieben Paare. Alles dies wird in mehrfacher Wiederholung infolge der Zusammenkittung der verschiedenen Quellen erzählt, und zwar im 6. bis 9. Kapitel der Genesis, während die ältere Sintfluterzählung, die des Jahvisten, hauptsäch-

lich im 7. und 8. Kapitel enthalten ist. Doch bringt auch der Priesterkodex einige so wichtige und selbständige Züge, daß wir sie kennen lernen müssen, und zwar wiederum in Gunkels Uebersetzung, in welcher die aus der älteren Redaktion eingeschobenen Bruchstücke hier weggelassen sind. Da heißt es (Handkommentar S. 124, Gen. 6, 9f.): „Dies ist der Stammbaum des Noah. Noah war ein gerechter Mann, ohne Fehler unter seinen Zeitgenossen. Mit Gott wandelte Noah. Noah zeugte drei Söhne, Sem, Ham und Japhet. Die Erde wurde aber immer verderbter vor Gott; die Erde füllte sich mit Freveln. Da sah Gott die Erde an, und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch auf der ganzen Erde war in seinem Wandel verderbt. Und Gott sprach zu Noah: ich habe das Ende alles Fleisches beschlossen; denn die Erde ist ihrethalben voll Frevel; sie machen die Erde verderbt. Baue dir eine Arche aus Tannenholz; aus lauter Kammern soll die Arche, die du bauest, bestehen; und verpiche sie von innen und von außen mit Pech. Also aber sollst du sie machen: dreihundert Ellen soll die Länge der Arche sein, fünfzig Ellen ihre Breite und dreißig Ellen ihre Höhe. Ein Dach sollst du der Arche machen, das sollst du von oben an einem Zapfen drehen. Und die Tür der Arche sollst du an der Seite anbringen: ein unteres, zweites und drittes Stockwerk sollst du darin machen. Ich aber bringe die Sintflut, Wasser auf der Erde, um alles Fleisch, worin Lebensgeist ist, unter dem Himmel zu vertilgen. Aber mit dir will ich einen Bund errichten: du sollst in die Arche gehen, du und deine Söhne und dein Weib und die Weiber deiner Söhne mit dir; und von allem Lebendigen, von allem Fleisch sollst du je zwei in die Arche hineinnehmen, um sie mit dir am Leben zu erhalten; ein Männchen und ein Weibchen soll es sein, von dem Gevögel nach seiner

Art und von dem Vieh nach seiner Art und von dem Gewürm auf dem Boden nach seiner Art: je zwei sollen zu dir in die Arche gehen, um sie um Leben zu erhalten. Du aber nimm dir von aller Speise, die man essen kann, und sammle sie bei dir auf; die soll dir und ihnen zur Nahrung dienen. Noah aber tat, ganz wie ihm Gott befohlen hatte: so tat er. . . .

Gen. 7. Noah aber war 600 Jahre alt, als die Sintflut kam, Wasser auf der Erde. . . . . Im sechshundertsten Jahr des Lebens Noahs im zweiten Monat am siebzehnten Tage: an diesem Tage,

da brachen auf alle Quellen der großen Tiefe,
und die Fenster des Himmels taten sich auf.

. . . Und die Wasser nahmen zu und stiegen hoch über die Erde, daß die Arche auf der Fläche der Wasser dahinfuhr. Und die Wasser stiegen immer noch höher über die Erde und bedeckten die höchsten Berge unter dem ganzen Himmel. Fünfzehn Ellen stiegen die Wasser noch darüber und bedeckten so die Berge. Da ging alles Fleisch unter, was sich auf Erden regt, an Gevögel, an Vieh und allem Gewimmel, was auf Erden wimmelt und alle Menschen. . . . . Die Wasser aber stiegen über die Erde 150 Tage.

Gen. 8. Da gedachte Gott an Noah und an alles Wild, und an alles Vieh, das bei ihm in der Arche war. Und Gott ließ einen Wind über die Erde wehen, daß die Wasser sanken.

Da wurden verschlossen die Quellen der Tiefe
und die Fenster des Himmels.

. . . So fielen die Wasser am Ende der 150 Tage, so daß die Arche festsaß im siebenten Monat am siebzehnten Tage auf einem Berge von Ararat. Die Wasser aber fielen immer mehr bis zum zehnten Monat. Im zehnten Monat

am ersten Tage wurden die Spitzen der Berge sichtbar. . . . . Im sechshundertersten Jahre im ersten Monat am ersten Tage waren die Wasser auf der Erde versiegt. . . . Im zweiten Monat am siebenundzwanzigsten Tage war die Erde ausgetrocknet.

Da sprach Gott zu Noah also: geh jetzt aus der Arche, du und dein Weib und deine Söhne und die Weiber deiner Söhne mit dir; und alles Getier, das bei dir ist, alles Fleisch, an Gevögel und an Vieh und an allem Gewürm, was auf Erden kriecht, das führe mit dir hinaus, daß es wimmle auf Erden und fruchtbar sei und sich mehre auf Erden. Da ging Noah heraus und seine Söhne und sein Weib und die Weiber seiner Söhne mit ihm; alles Getier, alles Gewürm und alles Gevögel, alles, was sich auf Erden regt, die gingen nach ihren Gattungen aus der Arche. . . .

Gen. 9. Da segnete Gott Noah und seine Söhne und sprach zu ihnen: seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde. Furcht und Schrecken vor euch liege über allem Getier der Erde und über allem Gevögel des Himmels, auf allem, was sich auf dem Boden regt, und auf allen Fischen des Meeres. In eure Hand seien sie gegeben. Alles was sich regt, was lebendig ist: das soll eure Speise sein! Ich gebe euch hiemit alles wie das Grün des Krautes. Nur Fleisch mit seiner Seele (d. h. mit seinem Blute) dürft ihr nicht essen. Aber nur eigen Blut will ich heimfordern; von allem Getier will ich es heimfordern; und von dem Menschen, von euch untereinander, will ich die Seele des Menschen heimfordern.

Wer Menschenblut vergießt,
Deß Blut wird durch Menschen vergossen;

denn nach Gottes Bilde hat er den Menschen gemacht. Ihr aber seid fruchtbar und mehret euch, wimmelt auf Erden und mehret euch auf ihr.

Und Gott sprach zu Noah und seinen Söhnen bei ihm also — und hier tritt eine neue Auffassung ein, die nicht mehr die ursprüngliche, psychologisch gegebene, psychologisch notwendige ist —: Ich aber, ich errichte heute einen Bund mit euch und eurem Samen nach euch und mit allen lebendigen Wesen, die bei euch sind, an Vögeln und Vieh und an allem Wild des Feldes, allen, die aus der Arche gekommen sind, d. h. allem Getier der Erde. Ich errichte einen Bund mit euch, daß niemals wieder alles Fleisch vertilgt werden soll von Wassern der Sintflut und keine Sintflut mehr kommen soll, die Erde zu verderben. Und Gott sprach: Dies ist das Zeichen des Bundes, den ich jetzt schließe, zwischen mir und euch und allen lebendigen Wesen, die bei euch sind, für ewige Zeiten. Meinen Bogen stelle ich hiemit in die Wolken, der soll ein Bundeszeichen sein zwischen mir und der Erde. Wenn ich nun Wolken wölke über der Erde und der Bogen in den Wolken erscheint: dann will ich des Bundes gedenken, der zwischen mir und euch besteht und allen lebendigen Wesen, an allem Fleisch; so soll das Wasser niemals wieder zur Sintflut werden, alles Fleisch zu verderben. Wenn der Bogen in den Wolken steht, will ich ihn nachsehn und des ewigen Bundes gedenken zwischen Gott und allen lebendigen Wesen an allem Fleisch, was auf Erden ist. Und Gott sprach zu Noah: dies ist das Zeichen des Bundes, den ich heute errichte zwischen mir und euch und allem Fleisch, was auf Erden ist. . . . Noah lebte nach der Sintflut noch 350 Jahre; demnach waren alle Tage des Noah 950 Jahre; da starb er.“

Die aus ältester Ueberlieferung uns bekannte Erzählung, die des Jahvisten, ist zugleich die einfachste. Ihre wichtigsten Züge sind: die freilich nur kurz, nur bruch-

stückweise (Gunkel, S. 54) erwähnte Gnade, die Noah vor Jahve gefunden hatte; die Unterscheidung und Bevorzugung der reinen vor den unreinen Tieren; die Vertilgung der übrigen Lebewesen aus ethischen Motiven, von denen Gott freilich am Schluß der Erzählung absieht und beschließt, nie wieder eine Sintflut zu senden; und das Aussenden der Vögel, durch welche das Aufhören des Strafgerichts Gottes zu Noahs Kunde kommt.

Jünger der Form nach ist die Erzählung des Priesterkodex, die indes eine Reihe besonders wichtiger und sicher sehr alter Züge bringt, welche dem Jahvisten fehlen. So gleich im Anfang das Wandeln Noahs mit Gott. Es liegt sehr nahe, hier an Henoch zu denken, der wegen seines gerechten Wandels zu Gott entrückt wurde: Gen. 5, 24 heißt es (Gunkel, Gen. 119): „Henoch wandelte mit Gott und er war nicht mehr, denn Gott hatte ihn zu sich genommen". So wurde Noah, der auch mit Gott wandelte, aus der Sintflut gerettet. K. Budde, der Henoch und Noah zuerst zusammenstellt (Bibl. Urgeschichte, 1883, S. 179f.), vergleicht mit beiden sehr mit Recht den bei einer großen Flut zu den Göttern entrückten Xisuthros, den wir gleich kennen lernen werden.

Daß der Priesterkodex die Tiere nicht in reine und unreine scheidet, sahen wir schon und werden später ausführlicher darauf zurückkommen. Hier sei als ein besonders alter und daher wichtiger Zug in ihm noch hervorgehoben, daß nicht bloß der Regen die Sintflut hervorbringt, daß vielmehr alle Quellen der großen Tiefe zugleich mit den Fenstern des Himmels sich öffnen, die Wasser über und unter der Himmelsfeste also nicht mehr geschieden sind.

Ob die Erzählung von den Vögeln, den Verkündern des Schwindens der Flut, in den Quellen des Priester-

kodex vorkam, oder ob sie nur den Ueberlieferungen des Jahvisten angehört, ist nicht sicher. Letzteres ist auf den ersten Blick wahrscheinlicher, weil Gott selbst in der Darstellung des Priesterkodex Noah auffordert, die Arche zu verlassen. Doch gehört die Erzählung von den absichtlich ausgeschickten und dann Kunde bringenden Vögeln zu den ältesten Teilen des Sintflutmythus, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie auch neben jener Aufforderung Gottes in alten Ueberlieferungen vorhanden war.

Die Erwähnung des Landes Ararat (Armenien), die Berechnung der Flut nach babylonischen Zeiten ist spätere Fassung des Mythus. Sehr alt aber und wichtig ist die breite Erzählung von der Aufrichtung des Kriegsbogens Jahves, des Regenbogens, als des Zeichens des ewigen Bundes zwischen Gott und allen lebenden Wesen.

Aus diesen beiden Quellen des Sintflutmythus, die wir in dem 6.—9. Kapitel der Genesis ineinander gearbeitet sehen, ergibt es sich klar, daß auch bei den Hebräern schon in sehr alten Zeiten verschiedene Berichte über die Sintflut vorhanden waren. In seiner einfachsten und ältesten Gestalt mag der Mythus etwa folgendermaßen gelautet haben: ein Freund und Belohnter Gottes, der durch diese Freundschaft selbst heilig, „tabu", geworden ist, fährt, um mit den Göttern vereint oder doch zu einem neuen, besseren Leben übergeführt zu werden, hoch über der Erde mit den Seinen und mit den Paaren aller lebenden Tiere auf einer ungeheueren, aus den Höhen über und den Tiefen unter der Himmelsfeste stammenden Wasserflut einher, in einem mächtigen, nach Gottes Plan gebauten Schiff, um durch dieses Schiff vom allgemeinen Untergang aller übrigen Lebewesen gerettet zu werden, über denen Gottes Gnade nicht mehr waltet. Schon in jenen uralten Zeiten gab es auch in Israel verschiedene Fassungen des

Sintflutmythus, die wohl nicht von Babylon her beeinflußt, sondern israelitisches Ureigentum waren. Die babylonischen Einflüsse, die den Mythus nur in einzelnen Zügen umgestalteten, kamen erst später.

Und keineswegs sind die israelitischen die einzigen westasiatischen Erzählungen von dem wunderbaren Ereignis, das die Phantasie der Völker so lebhaft und so bleibend erfüllt. Einen anderen Bericht, der freilich direkt auf babylonische Quellen zurückgeht, verdanken wir dem Chaldäer Berôssus, der, um 300 v. Chr. Vorstand einer Schule auf Kos, sich namentlich mit der Lektüre und Erklärung babylonischer astronomischer und astrologischer Urkunden beschäftigte[1]. Von seinem Werk über babylonische Geschichte sind Bruchstücke, die Alexander Polyhistor (70–60 v. Chr.) in seinem Geschichtswerk benutzte, in der Chronik des Eusebius (um 320 n. Chr.) aufbewahrt. Eins dieser Bruchstücke[2] enthält folgende Erzählung: nach dem Tod des Königs Ardates regierte sein Sohn Xisuthros, der zehnte König der Babylonier 18 Saren (18×3600 Jahre). Unter ihm trat eine große Flut ein, über die folgender Bericht aufgezeichnet ist[3]: Kronos erschien dem Xisuthros im Traum und verkündete ihm, daß am 15ten des Monats Daisios die Menschen durch eine Flut zugrunde gehen würden. Er befahl ihm, alle heiligen Schriften, Anfang, Mitte und Ende, in die Sonnenstadt Sippara zu bringen und dort zu vergraben, dann ein Schiff zu bauen und es mit seinen Verwandten und nächsten Freunden zu besteigen, Speise und

1) H. Berger, Gesch. d. wissensch. Erdkunde d. Griechen 3, 3.

2) Car. Müller, Fragm. histor. graec. 2, 501 f. C. Bezold, Bab.-assyr. Tete I (Lietzmanns Kl. Texte 7 [2]) S. 23.

3) P. Jensen, Kosmologie der Babylonier 365—446. Usener, Sintflutsagen S. 13 f.

Trank mitzunehmen, auch Tiere, geflügelte und vierfüßige, hineinzutun und alles zur Fahrt wohl vorzubereiten. Als Xisuthros fragte, wohin seine Fahrt gehen würde, antwortete Kronos: zu den Göttern, um den Menschen günstiges Geschick zu erflehen. Jener gehorchte und baute ein Schiff, fünfzehn Stadien lang und zwei Stadien breit, brachte alles, wie ihm geboten war, zusammen und ließ Weiber und Kinder und die nächsten Freunde einsteigen. Nun kam die Flut, und gleich nach ihrem Aufhören ließ Xisuthros einen der Vögel fliegen; dieser aber, der keine Nahrung und keinen Ort zum Sitzen fand, kehrte in das Fahrzeug zurück. Xisuthros entsandte nach einigen Tagen von neuem die Vögel; sie kamen zum Schiff zurück mit lehmbedeckten Füßen, die aber, die er zum dritten Male hinausließ, kamen nicht zurück. Da merkte Xisuthros, daß die Erde wieder sichtbar sei: er öffnete einen Teil vom Dach des Schiffes, und als er sah, daß das Schiff an einem Berg aufgelaufen war, stieg er aus mit seinem Weibe, seiner Tochter und dem Steuermann, und nachdem er die Erde geküßt, einen Altar errichtet und den Göttern geopfert hatte, wurde er und die mit ihm Ausgestiegenen unsichtbar. Die im Schiff Zurückgebliebenen stiegen aus, als Xisuthros und seine Begleiter nicht wieder kamen und suchten ihn, indem sie ihn beim Namen riefen. Xisuthros aber ward von ihnen nicht wieder gesehen, doch kam eine Stimme aus der Luft, welche ihnen gebot, gottesfürchtig zu sein, denn auch er gehe wegen seiner Frömmigkeit zu den Göttern, um mit ihnen zu wohnen; an dieser Ehre habe auch sein Weib, seine Tochter und der Steuermann Anteil. Er sagte ihnen, daß sie wieder nach Babylon gehen, und wie es ihnen von den Göttern bestimmt sei, die Schriften in Sippara hervorholen und unter den Menschen verbreiten sollten; und daß das Land, wo sie

sich befänden, Armenien sei. Nachdem sie dies gehört, opferten sie den Göttern und gingen zu Fuß nach Babylon. Von dem in Armenien gelandeten Schiff ist noch ein Teil im Kordyana-Gebirg Armeniens übrig; man gewinnt von diesen Trümmern Erdpech zu Heilzwecken. Sie aber kamen nach Babylon, gruben die Schriften zu Sippara aus, und erbauten, während sie auch sonst Städte und Tempel gründeten, Babylon von neuem.

In einer anderen Ueberlieferung der Erzählung, aus des Chaldäers Abydenos (Zeit der Antonine) Geschichtswerk, ebenfalls von Eusebius erhalten, heißt der Hauptheld Sisithros; aus dem Holze des Schiffes bereiten sich die Umwohner Amulette. Eine beachtenswerte Variante bietet die armenische Uebersetzung der Erzählung[1]. Im griechischen Text heißt es: „nachdem Sisithros alles Befohlene eingerichtet hatte, und er nach Armenien segelte, ergriff ihn das von Gott Verheißene, der Regen". Dagegen lesen wir in der armenischen Uebersetzung: nachdem Sisithros alles eingerichtet hatte und nach Armenien abfahren wollte, brachte ihn der Gott unerwartet gleich dahin.

Diesen Sisithros finden wir als 'Sisythes' im Bericht der nord-syrischen, vom Meer fern und westlich vom oberen Euphrat gelegenen Stadt Hierapolis[2]. Dort war im Tempel der Derketo ein kleiner Erdschlund, aus dem, als die Menschen immer gottloser und frevelhafter wurden, mächtige Gewässer hervorbrachen, während zugleich heftige Regengüsse eintraten, und Meer und Flüsse über die Ufer schwollen, so daß alle lebenden Wesen zugrunde gingen. Nur Deukalion Sisythes[3] wurde wegen seiner

1) Lateinisch von Petermann in Schoene, Eusebii Chronicon, Vol. I. Berlin, Weidner, 1875.

2) Vgl. Buttmann, Mythologus 1, 192.

3) Lucian de Syria dea cap. 12 f. H. Usener, Sintflutsagen 47 f.

Frömmigkeit gerettet: er stieg mit Weibern und Kindern in einen großen Kasten und ebenso die Schweine, die Pferde, die Geschlechter der Löwen, der Schlangen und alles, was auf Erden lebt. Dort blieben sie, durch göttlichen Einfluß geschützt, so lange das Wasser anhielt. Endlich aber liefen alle Gewässer durch jenen Erdschlund wieder ab. Deukalion errichtete Altäre und erbaute über dem Schlund den Tempel. Jedes Jahr holen nicht nur die Priester, sondern ganz Syrien und Arabien, sowie viele Leute von jenseits des Euphrat Wasser aus dem Meer, unter großen Festlichkeiten, welches sie in den Tempel gießen, wo es dann in den Schlund abläuft. Dies ordnete Deukalion an als Erinnerung an das Unglück und die Rettung. Sehr mit Recht betont Usener[1] den babylonischen Ursprung auch dieser Erzählung, die nur wenige griechische Beimischungen erhalten hat, wie den Namen Deukalion neben Sisythes, ebenso wie in der Erzählung des Berôssus Kronos auftrat.

Auch diese Erzählungen enthalten merkwürdige und selbständige Züge. So das Ein- und Ausgraben der heiligen Schriften; die Antwort des Gottes auf die Frage, wohin die Fahrt gehen werde; die Entrückung des Xisuthros nebst Frau, Tochter und Steuermann: die Bedeutung, welche dadurch dem — nicht genannten und sonst nicht erwähnten — Steuermann zuteil wird, der aber in der armenischen Version des Eusebius selbst ein Gott ist; die Heilkraft der Schiffsüberbleibsel; der Erdschlund, aus welchem ein Teil der Gewässer hervorbricht, in den sie alle zurückkehren, das Fest des Wasserholens zu Hierapolis im Tempel der (fischgestalteten) Göttin Derketo; die einzeln angegebenen Züge der Gottlosigkeit der Hierapolitaner usw.

---

1) Die Sintflutsagen, 1899, S. 48.

Daß dann auch das Eintreten der Tiere, das Aussenden der Vögel, die Fahrt nach Armenien und das Stranden des Schiffes daselbst gerade in ihrer Wiederholung ihre Bedeutung haben, sei nur kurz bemerkt. Auch hier liegen verschiedene Versionen des Mythus vor, die sich keineswegs auf eine gemeinsame Quelle zurückführen lassen.

Was mir aber von Berôssus, Abydenos und dem Pseudo-Lucian hörten, geht auf einen Ausgangspunkt zurück, auf Babylon; und so wollen wir jetzt den babylonischen Mythus in seiner Hauptform uns vorführen, wie derselbe im Gilgamesch-Epos enthalten ist. Diese poetische Erzählung besitzen wir in der Aufzeichnung, die unter Assurbanipals Regierung, etwa um 650 v. Chr. abgefaßt wurde; inhaltlich ist sie viel älter und geht wohl bis 2000 v. Chr. zurück. Sie berichtet[1] von den Abenteuern des Königs Gilgamesch, der in Urek (Erech) am südlichen Euphrat herrschte. Einen von den Göttern ihm als Ebenbild geschaffenen Freund, Eabani, verliert er durch Krankheit und zieht nun aus, um seinen zum göttlichen Leben entrückten Ahn Utnapischtim aufzusuchen; er will ihn um Rat fragen, wie er sich sein Leben sichern und erhalten könne. Der Weg dahin ist sehr schwierig; er muß das von Skorpionmenschen behütete Gebirge Mâšu durchschreiten und das Meer des Todes durchfahren, was ohne die Hilfe Ur Nimins, des Schiffers des Utnapischtim, nicht möglich und auch mit seiner Hilfe sehr schwierig ist. Endlich gelangt er aber zu seinem Ahn und dieser erzählt ihm als Antwort auf die Frage, wie er in dies ferne Götterland und zum Leben daselbst gekommen sei, die Geschichte der großen Flut, durch welche er dies Ziel erreicht habe.

Diese Geschichte, ganz auf der zum Glück fast un-

1) Schrader, Keilinschriften und altes Testament, 3. Aufl., 1903, S. 490f., 568.

verletzten Tafel XI der Assurbanipal-Bibliothek enthalten, ist sehr merkwürdig; mit dem Gilgamesch-Epos ist sie nach der gewiß richtigen Ansicht der Assyriologen [1] nur lose und nicht ursprünglich verknüpft. Von den vielen Uebersetzungen und freieren Wiedererzählungen derselben ist die beste und genaueste wohl die Uebersetzung von Th. Jensen (Keilinschriftl. Bibl. VI, 1, 229—245). Ihr und dem genannten Werk von Schrader ist die folgende Wiedergabe entnommen [2]. Gilgamesch redet Utnapischtim, „den Jemen", an: Wie bist du, ein Mensch wie ich, in die Versammlung der Götter eingetreten und hast das Leben erlangt? Hierauf erzählt der Gefragte dem Gilgamesch als etwas Verborgenes, als ein Geheimnis der Götter, daß sie in die am Euphrat gelegene alte Stadt Surippak eine Flut zu senden beschlossen, und zwar Vater Anu (Himmel), der Gewaltige Bāl (Herr, Herr des Windes) als Berater, als ihr Herold Ninib (Sonne) und Innugi (Herr in der Erde). Nur Ja oder Ea, der Gott der Wassertiefe [3], der ebenfalls im Götterrat mitgesprochen, war dagegen und verriet Utnapischtim die drohende Gefahr durch eine (auch in den deutschen Kindermärchen bekannte) List. Er erzählt die Rede der Götter dem Haus, in welchem Utnapischtim sich aufhielt, indem er sagt:

Rohrhaus! Rohrhaus! Wand! Wand!
Rohrhaus, höre und Wand, verstehe!
Du Mensch aus Surippak, Kind des Ubartutu [4]
Zimmre ein Haus, bau ein Schiff,
Laß fahren Reichtum, suche das Leben!

1) Schrader, Keilinschriften und altes Testament, S. 545 f. Gunkel, Genesis 61. Usener 12 usw.

2) Vgl. auch Bezold S. 18 ff.

3) Zimmern, bei Schrader, Keilinschriften und altes Testament, S. 359.

4) Keilinschriftl. Bibliothek, VI, 1, S. 231.

Utnapischtim, der Gehorsam versprochen, erhält auf die Frage, was er den Bewohnern zur Erklärung des Schiffbaues und seines Wegganges sagen soll, von Ja die Antwort:

Du Mensch, so sollst du zu ihnen sprechen:
Nachdem Bāl mich verflucht (?) hat,
Will ich nicht mehr wohnen in eurer Stadt.
Und auf den Erdboden Bāl's mein Antlitz nicht mehr setzen,
Sondern zum Weltmeer fahren und bei Ja, meinem Herrn, wohnen (Ebend. 233).

Er verheißt ihnen einen heftigen Regen von Ja, der ihnen aber reichen Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Vieh und Feldfrucht bringen wird. Es folgt nun die Beschreibung des Schiffbaues, während dessen er die Bewohner von Surippak mit Festlichkeiten täuscht. Nachdem er dann das Fahrzeug reichlich mit Erdpech, Asphalt und Oel versehen und seine Gold- und Silberschätze eingeladen hatte, brachte er Lebewesen aller Art hinein, ferner seine Familie und alle seine Angehörigen, Vieh und Getier des Feldes, und sämtliche Handwerker; dann, als das verheißene Vorzeichen (ein Schmutz[?]regen) der kommenden Flut eintritt, da verschließt er voll Furcht das Tor und übergibt dem Befehlshaber (?) des Schiffes, dem Schiffer Puzur-Kur, das Schiff. Nun kommt die Sturmflut, in furchtbarer Gewalt von den Wetter-, Sonnen- und Sternengöttern heraufgeführt, in welcher alle Menschen zugrunde gehen. Aber selbst (Ebend. 337)

Die Götter fürchteten die Sturmflut und
Wichen zurück, stiegen empor zum Himmel des Anu.

Die Götter sind niedergeduckt wie ein Hund, hocken in Erstarrung, die Göttinnen schreien und klagen über die Vernichtung der Menschen. Am siebenten Tage hört der

Orkan plötzlich auf, aber die ganze Menschheit war, soweit Utnapischtin sah, „zu Lehmerde geworden“, d. h. vernichtet. Das Schiff war am Berg Nisir gelandet und blieb dort fest liegen. Nach sieben Tagen ließ Utnapischtim eine Taube fliegen, die aber wieder kam, ebenso die später hinaus gelassene Schwalbe; der Rabe aber, den er drittens entsendet, kam nicht wieder. Da entließ Utnapischtim sämtliche Insassen der Arche in alle vier Winde und opferte ein Lamm und auf dem höchsten Gipfel des Berges Weihrauch, dessen Duft die Götter wie Fliegen herbeilockt. Die Herrin der Götter, welche Reue über die Flut empfand, der sie anfangs zugestimmt hatte, erhob den Edelstein ihres Halsbandes, den ihr Anu nach ihrem Wunsch gefertigt hatte, zum Zeichen, daß sie die Tage der Flut auch in Zukunft nicht vergessen werde. Sie macht dem Bāl Vorwürfe,

Weil er sich nicht besann und die Sturmflut machte,
Und meine Menschen der Vernichtung weihte
(S. 241).

Bāl aber ward mit Zorn erfüllt, daß ein Mensch am Leben geblieben sei, worauf ihm Ja erwidert:

Du Allweiser der Götter, Gewaltiger,
Wie unbesonnen warst Du, die Flut anzurichten!
Dem Sünder leg auf seine Sünde,
Dem Frevler leg auf seinen Frevel!
Statt daß du eine Sintflut anrichtetest (S. 243),

hättest du die Menschen durch wilde Tiere, Hunger, Krankheit vermindern können. Utnapischtim aber, der sehr Gescheite, vernahm von (mir) durch Traumbilder das Geheimnis der Götter. Nach kurzer Beratung versöhnte sich Bāl; er ging, erzählt Utnapischtim weiter, in das Schiff hinein

Er griff meine Hände und führte mich hinauf,
Führte mein Weib hinauf und ließ sie niederknieen
an meiner Seite,
Berührte unsere Schulter, tritt zwischen uns und
segnet uns:
Vormals war Utnapischtim ein Mensch,
Jetzt seien Utnapischtim und sein Weib gleich uns
Göttern selbst
Und wohnen soll Utnapischtim in der Ferne, an der
Mündung der Ströme ließen sie mich wohnen (S. 245).

Außer diesem großen Sintflutbericht sind noch kleine Bruchstücke von anderen, nicht mit dem hier erzählten identischen Berichten vorhanden, deren eines bis in das Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. ja vielleicht noch in ältere Zeiten zurückgeht[1]; in beiden heißt der menschliche Held Atarhasis, die letzte Erzählung (Jensen, in Keilinschriftl. Bibliothek, VI, 1, S. 274—291 unter dem Titel: Ja und Atarhasis) spielt vor der Sintflut: die Menschen werden wegen ihrer Sünden von Bāl, dem Göttervater, durch verschiedene Plagen heimgesucht; Atarhasis bittet und erlangt Gutes für sie, aber sie fallen immer wieder in die Sünde zurück, bis dann endlich eine Flut angekündigt wird. Möglich, daß die letzten Zeilen, die von einem Schiff reden, auf die Rettung des Atarhasis sich beziehen[2], doch ist dies keineswegs sicher nachgewiesen: sicher ist nur, daß die Flut nach einer Reihe anderer Plagen angeführt wird, die alle dazu da sind, die Menschen für ihre Sünden zu strafen, in die sie jedesmal wieder verfallen. Dadurch, daß die Sintflut hier nur in einer Reihe mit anderen Plagen steht, welche die Menschen strafen und bessern sollen,

1) Zimmern, in Schrader, Keilinschriften und altes Testament, S. 552.

2) Schrader, a. a. O. S. 554.

tritt ihre Bedeutung — im Vergleich z. B. mit der biblischen Sintflut — sehr zurück. Auch die Erzählung, die wir aus Berôssus kennen, ist harmloser und nirgends in den babylonischen Mythen ist die Sintflut zur strafenden Vernichtung der ganzen Menschheit gesandt. Auch nicht auf Tafel XII des Gilgamesch-Epos. Hier ist allerdings vom Zorn des Bāl gegen die Bewohner Surippaks die Rede, und die Götter stimmen Bāl bei; ob aber gegen alle Einwohner, das wird nicht gesagt; Utnapischtim, „der sehr gescheite", wird, weil er dem Gotte Ja, dem Gott der Weisheit, besonders lieb war, und durch seine schlaue Klugheit gerettet. Wenn die Göttermutter schließlich bedauert, daß die Flut alle ihre Menschen dahingerafft hat, so ist nach dem ganzen Zusammenhange nur von Surippak die Rede, alle Einwohner der Stadt sind umgekommen: Aus welchen Gründen aber kam die Flut, der Zorn Bāls? Jedenfalls nicht infolge allgemeiner Sündhaftigkeit. Die babylonische Erzählung steht auf ganz anderer Grundlage als die hebräische der Genesis: letztere ist mit der Entwickelung der hebräischen Religion fortgeschritten zu einheitlicher, streng religiöser Durchbildung, während die babylonische Darstellung den älteren, rein mythologischen Charakter bewahrt hat.

2. Afrika.

Den Schlüssel zu Afrika bietet für uns, die wir von Nordosten kommen, Aegypten, das Land, welches durch seine ethnischen und historischen Beziehungen zu den benachbarten Semiten sowie ferner zu seinen westlichen und südlichen Nachbarn, den Berbern, Abessiniern und den Negervölkern ein besonderes Interesse bietet. Auch wird man geneigt sein, das Land des Nils, welches wie kein anderes von Ueberschwemmungen in regelmäßiger

Wiederkehr heimgesucht ist, für Untersuchungen über die Sintflutmythen und ihre Entstehung als besonders lehrreich und wichtig zu denken. Und allerdings tritt uns hier gleich ein zwar negativer, aber für unsere Betrachtungen durchaus beachtenswerter Umstand entgegen: die Nilüberschwemmungen haben für die ägyptische Mythenbildung eigentlich gar keine, jedenfalls nur eine sehr äußerliche Bedeutung. Dies führt uns zu einer anderen Tatsache, welche gerade für Mythenforschungen von größtem Wert und besonderer Wichtigkeit ist: die religiösen Ueberlieferungen und Auffassungen der Aegypter führen uns in die ältesten, in so frühe Zeiten zurück, die noch mit Sicherheit zahlenmäßig zu bestimmen sind, wie wir dies bei keinem Volk der Erde finden. Die Aufzeichnungen der Bibliothek Sardanapals stammen aus dem 8. Jahrhundert v. Chr.; wir wissen, daß die Mythen selber in ihrer Urform sehr viel älter sind; wie alt aber, das können wir nicht bestimmen. Dagegen weisen die Aegyptologen sicher nach, daß die religiösen Anschauungen der Aegypter bis in das 5. und 6. Jahrtausend v. Chr. zurückgehen, daß sie aber damals schon in ihrer Grundauffassung genau ebenso waren, wie sie uns aus den späteren Jahrtausenden des alten Reichs (nach Ermann bis 2500), des mittleren (etwa bis 1900) und des neuen Reichs (etwa bis 1000 v. Chr.) überliefert sind. Wir haben also hier sehr abgerundete, aber in ihrer Abrundung feste Zeitangaben, die uns als feste Etappen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit dienen müssen; daß für unsere Untersuchung ihre Bedeutung sehr groß ist, leuchtet ein.

Dem Aegypter mußte viel daran gelegen sein, daß er mit den nötigen Utensilien für das Jenseits, namentlich aber mit den nötigen Weihen und Zaubersprüchen versehen, in das Grab kam. Ja, die Toten wurden von den

Priestern mit den verschiedensten Göttern identifiziert. So kommt es, daß die Inschriften zu Ehren des Toten, in die Wände der Grabkammer eingehauen oder inschriftlich auf den Umhüllungen der Mumien angebracht, ein reiches mythologisches Material enthalten, welches oft, auch in späteren Gräbern, aus sehr alter Zeit, dem 3., 4. Jahrtausend stammt und für die späteren Gräber benutzt wurde. Die Modernisierungen, welche z. B. die Inschriften des neuen Reiches aufweisen, sind nicht so tiefgehend, daß der Forscher nicht Form und Inhalt der ältesten Aufzeichnungen aus ihnen herstellen kann. Diese Grab- und Mumieninschriften sind daher von großer Wichtigkeit für unsere Kenntnis der Religion und Kultur Aegyptens von den ältesten Zeiten an. Deshalb hat man sie vielfach gesammelt und als Totenbuch herausgegeben: so Rich. Lepsius, so Ed. Naville (18. bis 20. Dynastie, 1500 bis 1300 v. Chr.) u. a. Aus der Ueberlieferung dieser späten Zeit haben wir nun einen Mythus vom Sonnengott Rê, der jedenfalls aus sehr viel älterer Zeit stammt und für die Erforschung der Sintflutmythen von besonderer Bedeutung ist. Ich erzähle nach Lefebure[1], Ermann[2] und Budge[3]. Auf dem dunklen Ozean des Gottes Nun war einst, in der ersten Urzeit, der Sonnengott Rê erschienen und hatte die Herrschaft über die Welt errungen. Lange herrschte er in Frieden über Götter und Menschen, bis er alt und schwach wurde; jetzt lehnten sich Götter und Menschen gegen ihn auf, vor allem aber die Göttin Isis. Sie war besonders klug und wollte gern die Herrschaft über die Welt an sich reißen. Dazu aber mußte

1) Zeitschr. für ägypt. Sprach- u. Altertumskunde, 1883.
2) Aegypten, 359 f.
3) Wallis Budge, The Gods of the Egyptians, Vol. I, 1904, S. 360 f., 372 f.

sie den Namen des Herrschers Rê wissen, in welchem seine Macht beruhte, und den er deshalb geheim hielt; so ersann sie eine List, um ihm den Namen zu entlocken. Rê aber antwortete ausweichend (Ermann 362):

Ich bin der, der Himmel und Erde schuf und die Berge schürzte,
Und alle Wesen darauf machte,
Ich bin der, der das Wasser und die große Flut schuf,
Ich bin der, der den Himmel machte und das Geheimnis seiner Horizonte. —

In der Fortsetzung dieser Selbstschilderung bringt Rê nur Züge, die unmittelbar zum Wesen des Sonnengottes gehören. Zu jenen ersten drei Zeilen aber stimmt eine Stelle des Totenbuches, nach R. Lepsius, einer seiner ältesten Texte. Da sagt der Tote, sich mit verschiedenen Gottheiten identifizierend: ich bin Tum, wenn er der einzige ist, Nun, Rê mit seinem Diadem, beim Beginn seiner Herrschaft, als es noch kein Firmament gab und als er stand auf der Höhe des Arnseseemu[1]. Nach Lepsius[2] „scheint es, daß hier von dem Erwachen, der Gestaltung des Chaos, von der Scheidung in Himmel und Erde und der Entstehung des Firmaments wie in der Genesis die Rede ist". Es scheint hier also eine jener in Aegypten häufigen Götterverschmelzungen vorzuliegen und Rê ursprünglich der aus dem Urwasser die Welt schaffende Gott zu sein. Hierzu stimmen jene Zeilen des oben angeführten Gedichtes und die Worte „ich bin der, der die große Flut schuf", werden jetzt deutlicher: beim Hervorheben des Firmaments aus dem Wasser des Nun, aus dem Urwasser mußte sich eine mächtige Flut durch das ab-

1) Naville, Zeitschr. für ägypt. Sprach- u. Altertumskunde, 1874, S. 57.
2) Ebendaselbst.

strömende Wasser bilden; nur dadurch konnte das Firmament frei werden. Diese Flut ist ohne Zweifel eine Sint-, wenn auch keine Sündflut; sie wird nicht hervorgebracht, um eine fertige Welt zu strafen, sondern weil die Welt aus ihr, aus dem Wasser hervorgezogen wird. Doch wird sie in anderen Mythen auch zur Sündflut; so in einer Stelle des Totenbuchs, die Naville aus einem Papyrus von Memphis herausgegeben hat[1]. Da sagt Tum, der ja eine Erscheinungsform des Rê ist, „ich werde alles, was ich getan habe, wieder vernichten: diese Erde soll Wasser werden, ein Ozean durch Ueberschwemmung, wie sie am Anfang der Dinge war". Er will sie also wieder in das alte Urwasser versenken, es war also noch da, wo aber? Es ist das Wasser, welches die Erde weithin umgibt, sie vom Himmel der Seeligen trennt; das Wasser, welches die Toten unter großen Gefahren überschreiten müssen. Auch die Götter fahren stets in einem Kahn, sie können nicht anders zur Erde kommen, wie die Toten nicht anders zum Himmel. Ebenso gehören die Mythen, die von der Göttin Hathor erzählt werden, zum großen Teil in den Kreis der Sint- und Sündflutmythen. Aegypten ist reich an solchen Erzählungen; doch liegt ein den westasiatischen Mythen entsprechender Sündflutbericht nicht vor.

Aus dem Volkskreis der Berbere sind mir keine Sintflutmythen bekannt: doch sei die Mitteilung des Sallust (Jugurthinischer Krieg, Kap. 18) als besonders beachtenswert hervorgehoben, daß die ländlichen Häuser der Numiden Schiffsgestalt hatten: ihre Dachfirsten waren kielartig nach unten gebogen. Es liegt nahe anzunehmen, daß mit dieser Hausform eine Darstellung jener Himmelsschiffe gemeint war.

Auch bei den ostafrikanischen Hamiten findet

1) Proceed. of bibl. Archeology, Bd. 26, 1904, S. 288.

sich eine eigentliche Sintfluterzählung nicht, wohl aber einzelne für uns beachtenswerte kleinere Mitteilungen. Der See Aschangy oder Tsade Bahri (weißes Meer) im südlichen Zentral-Abessinien gelegen mit einem Umfang von drei Tagereisen, ist, nach der Volksüberlieferung der Galla in Mocurra, an der Stelle einer großen Stadt hervorgetreten, die Gott im Zorn zerstörte[1]. — Dem Missionar Krapf[2] erzählte Tscharra, ein berühmter Galla-Häuptling aus dem Süden von Schoa, daß ihr Hauptgott Wāk (Himmel) den Wolab, ihren Stammvater, aus Erde bildete; daß dieser im Hawasch, dem Fluß, der Abessinien südöstlich umfließt, gewohnt habe, oder, nach anderen Berichten, mit den Galla von Bar-gáma, d. h. von jenseits des Meeres gekommen sei, über ein großes Wasser, dessen entgegengesetztes Ufer man gerade noch sehen konnte; oder daß sie zweimal große Wasser passieren mußten usw.[3]. Bei den Gallastämmen südlich von Abessinien wurden Menschenopfer in den See Unn geworfen, um den Gang der Jahreszeiten in Ordnung zu erhalten. Auch die Lunda werfen die Leichen in den Fluß. Nach Diodor 3, 8 bringen einige unkultivierte Stämme Aethiopiens die Leichen ins Wasser und halten diese Bestattung für besonders ehrenvoll. Das gleiche erzählt Bowditch, voyage 202 von einem Kannibalenstamm des „östlichen“ Nigers, den Yum Yum. Die Ashanti werfen die Hälfte der Opfer für den Fetisch in den Fluß, die andere Hälfte bekommt der Priester (Bowditch 36).

---

1) Peara bei Salt, Voyage en Abyssinie (aus dem Engl.), Paris 1816, 2, 17.

2) Reise in Ostafrika (1859), I, S. 94. Krapf u. Isenberg, Journal detailing their proceedings in Shoa, I, 203. Vgl. Isenberg, Abessinien, S. 46.

3) Th. Waitz, Anthropol., 2, 506.

Bei den Negern des Sudan finden sich ähnliche Anschauungen. Wenn die Häuptlinge der Bua und Njillem (am Schari) ihren Tod herannahen fühlen, so sollen sie, erzählt Nachtigall[1], ihre bewegliche Habe in den Strom werfen lassen. Die Buddama am Tschadsee, dem äußeren Bekenntnis nach größtenteils Muhamedaner, verehren auf das höchste ein „fabelhaftes Wesen, welches in Gestalt einer riesigen Schlange das Wasser des Sees bewohnen soll, also wohl den Geist des Tsâde darstellt, und dessen Rat und Hilfe zu erbitten man bei sehr wichtigen Vorhaben nicht versäumt[2]. Hierher gehört es auch wohl, daß in Darfur der Verwalter des Bezirks von Turti (südl. von El Fasher) in der Neujahrsnacht am See Derîbe schlafen muß und seine Träume in dieser Nacht als Gesichte, als sichere Vorbedeutungen für die Zukunft des Landes gelten[3].

Allerdings sagt Bowditch, der 1817 die Ashanti besuchte und dessen Beobachtungen und Nachrichten sehr zuverlässig sind, daß weder die Ashanti noch ihre Nachbarn Sagen über eine Sintflut besitzen (Mission von Cape Coast nach Aschanti, übersetzt von Leidenfrost, Weimar 1820, S. 367) und ein anderer sehr genauer Kenner dieser Völker, der Missionar und Sprachkenner H. R. Riis, sagt dasselbe (Bas. Miss. Magaz., 1847, 4, S. 24). Allein G. H. Robertson[4], der etwa gleichzeitig mit Bowditch reiste, und der ebenfalls volles Zutrauen verdient, berichtet von einer „wunderbaren" Sage der nah benachbarten Fanti, „daß die Meerschweine und alle walfischartigen

1) Sahara u. Sudan, 2, 687.
2) Ebendaselbst, 2, 369.
3) Ebendaselbst, 3, 477.
4) Notes on Africa. Those parts between C. Nord and the River Congo, London 1819, S. 161. Deutsche Uebers. S. 172.

Fische Abkömmlinge eines Volkes seien, welches durch eine Ueberschwemmung, als das Meer zornig war, vernichtet wäre". Strandet ein solches Tier bei ihnen, so werden mehrere Tage lang religiöse Uebungen angestellt, um die Uebel abzuwenden, die ein solches Stranden bedeutet. Und Rev. J. Leighton Wilson, der 18 Jahre lang Missionar in Guinea war (Western Africa, its history, condition and prospects, London 1856) und dem wir eine Menge sehr zuverlässiger Nachrichten über Volkstum und Religion der Guineaneger verdanken, erzählt, daß unter ihnen die Ueberlieferung von einer großen Flut, welche einst die Oberfläche der ganzen Erde bedeckt habe, verbreitet sei, freilich aber durchsetzt mit so vielen wunderbaren und phantastischen Zügen, daß sie wohl kaum mit dem „in der Bibel erzählten, gleichen Ereignis identifiziert" werden könne. Den Mythus selbst erzählt er leider nicht. Dagegen berichtet C. G. A. Oldendorp[1], der 1767 als Missionsinspektor die karaibischen Inseln besuchte und sich dort viel mit den Negersklaven beschäftigte, daß ihm einige Watjaneger erzählten, „sie hätten zu Hause von einer allgemeinen Ueberschwemmung des Erdbodens gehört, darin alle Menschen umgekommen seien, ob sie sich gleich auf die höchsten Berge zu retten versuchten". Trotz seiner oben erwähnten Bemerkungen erwähnt auch Bowdtich[2] den Mythus, nach den Mitteilungen des dänischen Residenten in Guinea: die Welt sei durch Regen zerstört, mit Ausnahme weniger Ueberlebender, die sie wieder bevölkerten. Auch die Dinkastämme, so berichtet der Missionar Morlang (1859)[3], „wollen etwas

1) Geschichte der Mission der evangelischen Brüder etc., Barby 1777, 1, S. 309.

2) Essay on the superstitions, customs and acts common to the ancient Egyptians, Abyssians and Ashanties, Paris 1821, S. 44.

3) Petermanns Mitteil., Ergänzungsheft 10, 1864, S. 120.

wissen von einer allgemeinen Ueberschwemmung, bei der ein Mann übrig geblieben sei, der ihnen — den Nachkommen — solches erzählt habe".

Interessant ist die Tradition, die Oldendorp (Geschichte der Miss. etc., I, S. 309) bei den Kanga und Loango fand, daß eine allgemeine Vertilgung des Menschengeschlechts nicht durch Wasser, sondern durch den Einsturz des Himmels erfolgt sei; nachdem alle Menschen unter den Trümmern des Himmels erschlagen waren, habe Gott ein neues Geschlecht von Menschen geschaffen.

Auch die Herero haben, nach Josaphat Hahn[1], den gleichen Mythus: die „Großen des Himmels" ließen wegen zunehmender Gottlosigkeit der Menschen den Himmel auf die Erde niederfallen, wodurch fast alle Menschen umkamen; die wenigen, die am Leben geblieben waren, versöhnten durch ein Opfer jene „Großen", die darauf den Himmel wieder emporzogen. Seitdem aber kann Niemand mehr in den Himmel steigen, was früher anging, denn jetzt sind dort, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, Wächter aufgestellt, Riesen, einbeinig, einarmig, einäugig, die das Aufsteigen verhindern. Auch Hahn betont die Anklänge an den Sintflutmythus und sagt, man könne fast glauben, daß der Fall des Himmels auf die Erde ein bildlicher Ausdruck für das Herunterfallen des Regens sei.

Einen zweiten Mythus der Herero überliefert uns Hugo Hahn, Grundzüge der Grammatik der Hererosprache, S. 152 (Josaph. Hahn, a. a. O. S. 498): Ihr höchstes Wesen, Mu-Kúru, „der sehr Alte", oder Ombépo, „Wind, Hauch, Geist", ließ aus dem Baum „Omumborombonga" die Menschen und die vierfüßigen Tiere hervor-

1) Zeitschr. Gesellsch. f. Erdkunde, Berlin 1869, S. 505.

gehen, die Vögel, Fische, Gewürme dagegen aus dem Regen. Dies geschah nach Missionar H. Brinckers Bericht[1] im Stammland der Herero, in Kaoko (der Name findet sich nicht bei Hahn); dort ist Mu-Kúru begraben; dort ist auch eine so furchtbare Flut gewesen, daß die Herero auf die Berge fliehen mußten und ihre Rinder bis auf eine Kuh und einen Stier verloren, von denen ihre heutigen Herden abstammen; mit der Flut kamen zwei weiße Menschen, von denen die heller gefärbten Herero abstammen. Weiß ist die Farbe der Götter, der Geister; an der Guineaküste galten die Weißen als Meergötter (Lubbock, Entstehung der Zivilisation, S. 250, nach Astley, Collect. of Voyages, II, S. 105).

Auch die Kaffern besitzen, nach Merensky, den Mythus von einer großen Wasserflut, die fast alle Menschen vertilgte; die Basuto haben die Erzählung, daß alle Menschen bis auf zwei von einem Ungeheuer verschlungen wurden, einer Schlange.

Die Namaqua erzählen, berichtet Josaphat Hahn[2], es sei in grauer Vorzeit ein „schwimmendes Haus" in der Gegend der Kapstadt gelandet, aus dem mehrere Menschen mit ihren Kindern und Schafen ausgestiegen seien; diese Menschen seien die Stammväter der Nama. Diese Erzählung will Hahn pragmatisch auf die Einwanderung der Hottentotten (Vascos Umschiffung Afrikas!) deuten; aber diese und jede andere historisch-pragmatische Deutung sind unmöglich.

Eine Reihe namentlich mittelafrikanischer Erzählungen, welche von der Sintflut berichten oder sich an Sintflutberichte anschließen, beruhen auf maurisch-

1) Globus, Bd. 50, S. 248.
2) Zeitschr. Gesellsch. f. Erdkunde, Berlin 1869.

arabischen, auf semitischen Quellen. Ich übergehe sie daher und erwähne als Beispiel nur die Sintflutsage der Massai, die Merker in seinem Buche „Die Massai“ (Berlin 1904) erzählt.

Dagegen müssen hier noch eine Reihe religiöser und mythischer Auffassungen kurz erwähnt werden, die zwar keine Sintflutmythen geben, aber doch in den Kreis der für diese wichtigen Vorstellungen gehören. So ist das Meer überall heilig (Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, 2, 176); ja es gilt als Gottheit, der man Opfer bringt: vergl. Des Marchais Voyage en Guinée, 1725—27, bei Waitz, 2, 179f.; den Bewohnern von Benin ist es nach Bosmans Bericht (Voyage en Guinée) der Sitz des ewigen Lebens; die Särge haben öfters Kahngestalt, am Cap Palmas bestehen sie nach Rev. Wilson (Western Africa, 1856, S. 231) aus dem mittleren, zu beiden Seiten geschlossenen Teil eines Kanoes. Auch die Flüsse sind geheiligt. Nach H. R. Riis (Bas. Miss. Mag. 1847, 4, 251) glaubt der Otshistamm der Ashanti, die Seele nähme, sobald sie beim Tod den Körper verlassen habe, den Weg zum Volta, überschreite den Fluß und gehe noch weit gen Osten fort, bis sie dahin komme, wo die Milchstraße die Erde berühre; diese sei der Pfad, auf dem die Seelen an den Ort ihrer ewigen Bestimmung gelangten: der eine Arm der Milchstraße führt die Guten zum Gott Onjammä, zum ewigen Glück, der andere Arm die Bösen in die Hölle, zu dem bösen Geist Abonsam. Den gleichen Mythus erzählt W. Bosman von der Goldküste. Der Name des höchsten Gottes bedeutet oft auch Himmel und Regen, so bei den Otshi und Verwandten (Riis, Bas. Miss. Mag. 1847, 4, 247) bei den Wanika, Wakamba, Wateita, Massai (Krapf, Reisen 2, 225, 272), bei den Accoa (Bas. Miss. Mag. 1852, 2, 128). Der Regenbogen heißt bei den Da-

home Aydo-who-do, die himmlische Schlange, sie bringt den Menschen Heil [1].

3. Australien.

A. W. Howitt, einer der besten Kenner der australischen Völker und ihrer mythologischen Vorstellungen, erzählt von dem Stamm der Kurnai (Gippsland, südöstl. von Melbourne) folgenden Mythus [2]: einige Männer hatten Weibern die geheimen Zeremonien der Männerweihe erzählt und durch diesen Tabubruch den Gott und Ahnherrn der Kurnai, Mungan (Vater) sehr erzürnt. Er ließ, um das Volk zu vernichten, Feuer regnen — das Südlicht ist Mungans Feuer — so daß das Volk aus Furcht ganz außer sich geriet und sich gegenseitig ermordete. Dann brach das Meer über das Land herein und ersäufte fast alle Menschen. Die wenigen Ueberlebenden, von denen einige in Tiere verwandelt wurden, in Vögel, Reptile, Fische, wurden die Vorfahren der Kurnai und erhielten den Namen Muk-Kurnai, die edlen, hervorragenden Kurnai. Einen sehr ähnlichen Sintflutmythus haben auch, nach Howitt, die Murring an der Küste, sowie die Burung in Viktoria: ihre Ahnen, so berichtet W. Stanbridge [3], lebten vor der jetzigen Menschheit auf Erden; alle Himmelskörper sind von ihnen geschaffen, die Sonne von ihrem Ahnherrn Pupperimbul. Sie wurden später in verschiedener Gestalt an den Himmel versetzt. Auf Erden zeigen sie sich bisweilen in tierischer Gestalt, so Pupperimbul in der einer kleinen Fringillide Aegintha temporalis. Sie darf nicht getötet werden: geschähe dies, so würde eine Sintflut von Regen entstehen. Dieselbe Strafe folgt auch auf

1) R. Burton, Mission to Gelele, King of Dahome, 1864, 2, 148.
2) Journal Anthrop. Instit., 14, 1885, S. 313 f.
3) Transact. Ethnol. Soc. of London, New Ser. 1, 1861, S. 301 f.

das Verbrennen menschlicher Haare (eb. 304), die tabu sind. Beachtenswert ist auch ein anderer südostaustralischer Mythus, den Brough Smith[1] erzählt: vor langer Zeit, als dein und mein Vater lebte, war eine große Flut, in der alles ertrank, außer einem Mann und 2–3 Weiber, die auf einer kleinen Schlamminsel bei Port Albert Schutz fanden, ringsum aber war Wasser. Da kam der Pelikan in einem Rindenschiffchen, um sie zu retten: er brachte sie einzeln zum festen Land, verliebte sich aber in die Frau, die er zuletzt übersetzen wollte. Diese aber entging ihm durch List. Doch war der Pelikan ein göttliches Wesen, wie sich aus einer seltsamen Tierfabel ergibt, die Bulmer erzählt[2]: einst hatte ein riesiger Frosch alles Wasser ausgetrunken; die dürstenden Tiere brachten ihn durch einen tanzenden Aal zum Lachen, worauf er so viel Wasser von sich gab, daß eine ungeheure Flut entstand. Alle Menschen wären ertrunken, wenn nicht einer namens Lun — er war von weißer Farbe; die Menschen werden alle Lun genannt — einige in einen großen Kahn gerettet hätte. Aber Lun erhielt kein Weib, malte sich deshalb weiß und begann Krieg. Da wurde er in einen Pelikan verwandelt, der die weiße Farbe beibehielt.

Auch in Südaustralien[3] wurden durch eine große Flut alle Menschen vernichtet; sie wurden Sterne am Himmel. Sterne wurden auch die Toten der Stämme des Nordostens und des Ostens Australiens nach E. Palmers Bericht[4]. Doch leben unter den Sternen oder auf dem Weg dahin zwei furchtbare Schlangen, welche den Seelen gefährlich werden[5]. Derselbe Mythus herrschte auch bei

1) The Aborigines of Victoria Melbourne, 1878, 1, 477.
2) Curr, The Austral race, Melbourne 1883, 3, 347 f.
3) Howitt, Abenteuer in Australien, 1856, S. 292.
4) Journ. Anthrop. Instit., 13, 292 f.
5) Ebendaselbst, 291.

Stämmen im Innern, die von ihrem Hauptgott, der sie über das Meer in ihre Heimat gebracht hatte, in den Himmel aufgenommen würden, denen aber eine ungeheure auf den Bergen wohnende Schlange Gefahr drohte[1]. In Neusüdwales herrschte der Glaube, daß die Seelen in den Wolken weiter lebten, und daß die Bevölkerung einst von Westen aus den Wolken gekommen sei[2].

Doch kehren wir zu den Sintflutmythen zurück. Dem Gott der Narrinyeri[3] (Victoria), Nurundere, der mit seinem Nebengott Nepelle durch Zerschneiden eines großen, von ihnen im Lake Alexandrina gefangenen Fisches die Fische des Sees erschaffen hatte, entflohen seine Weiber und einige Kinder, die er verfolgte. Als er sie am Strande der Encounterbai von fern erblickte, rief er im Zorn: laß das Wasser steigen und sie ersäufen. Da erhob sich eine entsetzliche Flut, die wild über die Hügel heranstürmte, warf die Fliehenden nieder und ertränkte sie. Sie stieg so hoch, daß Nepelle sein Boot auf der Spitze eines Berges (Point Macleay) anlegen mußte: die dichte Stelle in der Milchstraße ist sein Schiff, das am Himmel schwimmt.

Eine sehr bemerkenswerte westaustralische Flutsage, die von Moore River (nördl. von Perth) bis zu Shark Bai verbreitet war, verdanken wir wiederum A. Oldfield[4]: vor langer Zeit lebten an den Ufern eines großen Stromes zwei Stämme, ein schwarzer am Süd-, ein weißer am Nordufer, die beide eng befreundet waren: sie heirateten untereinander, hatten gemeinschaftliche Feste, fochten miteinander. Die Weißen waren höher stehend, kräftiger

1) Eyre, Journals of expedd. into Central-Australia, London 1845, 2, 357.

2) King, Narrat. of a survey of the intertrop. and w. coasts of Australia, London 1827.

3) Taplin, The tribe of Narringeri, 1878, S. 56 f.

4) Transact. Ethnol. soc., N. Ser. 3, 234 f.

und tätiger als die Schwarzen, sie machten bessere Speere, Bumerangs und andere Waffen und konnten sie erfolgreicher gegen die Schwarzen anwenden, was diese mit Verdruß bemerkten. Endlich brachen die Nordleute, stolz auf ihre Ueberlegenheit, jeden Verkehr mit ihren südlichen Nachbarn ab, mit Ausnahme von Gefechten, in denen sie aber stets siegreich blieben. So dauerte das lange Zeit, bis es eines Tags zu regnen anfing und unaufhörlich viele Monate weiter regnete, und der Strom seine Ufer überflutete, so daß die Schwarzen vor dem steigenden Wasser fliehen mußten und weit von ihrem Land hinweggetrieben wurden. Die Flut fiel dann so lange, als sie gestiegen war; endlich konnten die Schwarzen ihre alten Jagdgründe wieder erreichen. Aber zu ihrem großen Erstaunen fanden sie nordwärts von dem früher passierbaren Fluß ein mächtig ausgedehntes Meer, ihre weißen Nachbarn waren verschwunden, und kein Schwarzer hörte jemals etwas wieder von ihnen.

4. Melanesien, Mikro- und Polynesien.

Im Kabadi-Distrikt Neuguineas, an der Redskarbai, hörten die Missionare J. Chalmers und W. Gill (Neuguinea, London 1885; deutsche Uebers. S. 137) von Eingeborenen folgende Erzählung: „Einst wurde diese ganze Erde überschwemmt, und nur die Spitzen der höchsten Berge sahen hervor. Lohero und sein jüngerer Bruder waren erzürnt auf das Volk um sie herum. Sie warfen einen Menschenknochen in einen kleinen Fluß; bald brachen große Wassermassen hervor, sie bildeten einen See, überschwemmten das flache Land und zwangen die Menschen, sich in die Berge zu flüchten; das Wasser schwoll immer mehr, die Menschen flüchteten immer höher, bis zu den höchsten Spitzen der Berge; dort lebten sie, bis das

Wasser zurücktrat. Einige stiegen wieder in die Niederung herab, andere blieben auf den Bergen, bauten sich Häuser und legten Pflanzungen an. Auch sei erwähnt, daß nach den Berichten Oct. Stones[1] die Eingeborenen von Port Moresby über den See hindeuteten und sagten, daß ihre Seelen den Raum über ihr, den sie Taurau nannten, nach dem Tod bewohnen würden.

Hier sei auch der eigentümlichen Art des Hausbaues dieser Insulaner gedacht, die ja in prähistorischer Zeit auch in Europa so verbreitet war: die Häuser werden auf Pfählen in das Wasser gebaut, oder doch auf Pfählen, wo kein Wasser vorhanden ist. Als Beispiel diene der jetzt nicht mehr vorhandene „rûmsram", Tempel, von Dorn[2]: er bestand aus einem auf Pfählen ruhenden Kahn, der das Dach bildet (man denke an die Dachbildung der numidischen Häuser), in dem ein zweiter kleinerer Kahn von Pfählen getragen stand; zahlreiche mythologische Bildwerke befanden sich an dem seltsamen Bau, mehrere Menschenpaare in Begattung, ferner Krokodile, Schlangen, Fische etc. Das Gebäude stellte nach den Aussagen der Papua ihre Stammeltern und das Schiff dar, in dem sie von Mefur (Insel in der Geelvinkbai) nach Doreh einwanderten. Die Krokodile, Schlangen, Fische etc. sind die Vorfahren ihrer Stammeltern[3]. Auch hier fahren die Toten über die See, sie schaffen, nach Fabritius' Bericht über die Papua an der Geelvinkbai, den Schiffern gutes Wetter, wie ein Schiffsgesang berichtet, den A. T. Meyer übersetzt hat[4]:

---

1) Journ. Geogr. Soc., Bd. 46, 1876, S. 49 f.
2) Nieuw Guinea, Taf. 5, Beschreibung S. 151 f.
3) Ebendaselbst, 155.
4) Mitteil. der Gesellsch. für Erdk. zu Dresden, 1875.

Ihr Toten, geht voraus auf die See,
Die Wolken ziehen auf,
Zerstreut sie und ich fahre ab.

Die Toten leben auf dem Meeresgrund. Ein anderes Lied lautet:

Wo bist du, den ich vermisse? Ich suche ihn in der See,
Steht auf, ihr Toten! Ihr wohnt in der Tiefe des Wassers.

Ihr dortiges Leben war ganz wie das irdische Leben[1]. Derselbe Glaube herrscht nach Chalmers auch an der Mündung des Fly (Journ. Anthrop. Inst., 1903, 119). An dem Dach des Tempels zu Tobaddi in der Humboldtbai, der wie die Wohnhäuser auf Pfählen ganz im Wasser steht, sind an der pyramidenförmigen Spitze auf weit in die Luft abstehenden Stäben ebenfalls die Bilder von Vögeln, Krokodilen und einzelnen Säugern angebracht[2].

Auch auf den neuen Hebriden finden sich Ueberlieferungen von großen Fluten. Auf der südlichsten Insel des Archipels, auf Aneityum, wußte man insofern von einer allgemeinen Flut, als die Insel vom Hauptgott aus dem Meer aufgefischt war, wie Meinicke (Zeitschr. Ges. Erdk., 1874, S. 334) berichtet, ohne Angabe einer Quelle. Der Missionar Sommerville erwähnt eine „Flutlegende" auch von dem Inselchen Aniwa, nördl. von Tanna, mit Berufung auf Paton, ohne sie zu erzählen (Journ. Anthrop. Inst., 23, S. 10). In der Mitte der Insel Gana (nördl. von Espir. Santo) war früher an der Stelle des großen Sees Tas ein ebener Wald; aus einem der größten Bäume baute sich der Halbgott Qat einen mächtigen Kahn, während ihn seine Brüder verhöhnten und fragten, wie er den

1) Goodsward, Papoewas van de Geelv. bai 1863, S. 77.
2) Nieuw Guinea, Tafeln FF, EE, S. 174, 177.

Kahn ins Meer bringen wolle: Ihr werdet es sehen, antwortete Qat. Als der Kahn fertig war, brachte er sein Weib, seine Brüder und alle lebenden Wesen, wenn sie auch nur die Größe einer Ameise hatten, hinein und schloß sich mit ihnen in den Kahn ein, der ein Verdeck hatte. Da begann ein sintflutartiger Regen, der die Insel ganz überschwemmte und endlich die Felsen, wo jetzt der Wasserfall von Gaua ist. Der Kahn fand einen Ausgang in das Meer und verschwand, indem Qat von allem das Beste mitnahm. Alle warteten auf seine Rückkehr; als Bischof Patteson auf der Insel Motu ausstieg, glaubten die Eingeborenen, Qat kehre zurück. So erzählt Rev. R. H. Codrington[1] den Mythus, den er von den Eingeborenen hörte, und sagt, daß derselbe viel älter sei, als ihre Kenntnis von Noah. Auch hier gingen die Geister der Verstorbenen über das Meer. Die gleichen Ansichten herrschten auf Neukaledonien[2].

Auf den Fidschiinseln gab es nach dem Bericht der Missionare Th. Williams und J. Calvert[3], die seit 1838 im Archipel arbeiteten, verschiedene Sintflutberichte, partielle und allgemeine; der bekannteste Mythus einer großen allgemeinen Flut stimmt hinsichtlich der Ursache zu einer der oben (S. 40) erwähnten australischen Mythen. Udengei, der Hauptgott und Schöpfer des Fidschiarchipels und seiner Bewohner, besaß einen Lieblingsvogel Turukawa, den ihm seine beiden bösartigen Enkel töteten, indem sie zugleich ihren Großvater durch kränkende Worte erzürnten. Da Udengei ihnen, die sich auf einem hohen Berg eine Festung erbaut hatten, nichts anhaben konnte, so ließ er dunkle Wolken aufsteigen, deren furchtbare

1) The Melanesians, Oxford, 1891, S. 166 f.
2) Turner, Nineteen years in Polynesia, London 1861, S. 424 f.
3) Fiji and the Fijians, 1870, S. 212.

Wassergüsse die ganze Erde überfluteten. Die Rebellen sahen dem von ihrer Festung ruhig zu; als aber die Fluten auch in diese eindrangen, baten sie einen anderen Gott um Hilfe, der sie nach einem Bericht die Schale einer Pompelnuß als Schiff gebrauchen, nach einem anderen einen Kahn erbauen lehrte, nach einem dritten ihnen zwei Kähne zu ihrer Rettung sandte. Sie retteten sich mit sechs Begleitern; alle anderen Menschen gingen zugrunde. Ihr Kahn ließ sich auf der Insel Mbengha nieder, deren Bewohner deshalb die ersten aller Fidschiinsulaner zu sein beanspruchten. Auf einem hohen Berge der Inselgruppe — er lag auf der Insel Koro im Zentrum des Archipels — ließ sich ein kleiner Vogel nieder und beklagte den Untergang der Inseln. Zwei Menschenarten wurden durch die Flut vernichtet: die eine bestand nur aus Weibern, die andere aus geschwänzten Menschen.

Einen verwandten Bericht gab Vaindovi, ein Häuptling von Rewa (Viti Levu, Südost) der amerikanischen Expedition unter Wilkes, die 1842 den Archipel besuchte: Als die Inseln von den ersten Menschen bevölkert waren, brachte ein mächtiger Regen eine Flut, die das ganze Land bedeckte und die Menschen sehr gefährdete. Da kam der Gott der Zimmerleute, Rokowa, in einem großen Kahn und in einem anderen sein Werkmeister Rokola, beide retteten einige Menschen — ein Bericht sagt, nur acht — und setzten sie auf Mbengha aus. In früheren Zeiten, so berichtete ebenfalls Veindovi, standen immer zwei große Boote in Bereitschaft, zur Rettung bei einer neu hereinbrechenden Flut, erst in neuerer Zeit ist dies abgekommen [1]. Rokola und Ronkowa sind es auch (nach Hale a. a. O.),

1) Horatio Hale, Un. States Exploring Expedition, Ethnography, 1846, S. 55.

welche in ihren Kähnen die Toten in das Totenreich bringen, in eine große Geisterstadt, die man im Meere bei der Mbau-Bai (Viti Levu, Südost) dachte. Stürmisches Wetter zeigte an, daß diese Schiffe abfahren. Mit einigen Abweichungen — Turukawa weckte jeden Morgen den Ndengei, die Enkel töteten den Vogel unabsichtlich und begruben ihn; Uto, der Bote Ndengeis, fand den toten Vogel und die Täter erst nach langem Suchen; von Ndengeis Enkeln stammen die Zimmerleute und Kahnbauer ab — erzählt auch Berthold Seemann (Viti, 1862, S. 396) den Mythus. Fromme Menschen wurden direkt und lebend von den Göttern in den Himmel genommen (William und Calvert, 214).

Mikronesien. Die Bewohner der Mortlock-Inseln (Lukunor, südliches Zentralkarolina) verehrten den Regenbogen als Gott, den sie vor jeder Reise um Schutz anflehten und ihn durch Amulette, Opfer und Speiseenthaltungen günstig zu machen strebten (Price, Mission Herald, Boston 1895, S. 314). Die gleichen Sitten herrschten auf Truk, den Moalauinseln (Kittlitz, in Waitz, Anthropol., 5, 2, 138). Auf den Palauinseln hörte J. S. Kubary folgenden Mythus erzählen: Die Inseln waren vor den heutigen Menschen von den Kalit, einem übermenschlichen, im Lande umherziehenden Geschlecht bewohnt. Ein solcher Kalit, Atndokl, der zu den Obakad, den Baumgöttern gehörte, wurde von den Bewohnern einer Ortschaft umgebracht. Die Kalit, welche den Ermordeten zu suchen kamen, wurden von den Bewohnern der Ortschaft, die als boshaft bekannt waren, schlecht empfangen, außer von einer Frau, die sie in ihrem Haus aufnahm und ihnen die Ermordung des Atndokl verkündigte. Sie beschlossen, seinen Tod zu rächen, die Frau aber zu retten; sie rieten ihr deshalb, ein Floß zu bauen und es an einen Baum

fest zu binden. Mit dem Vollmond kam eine ungeheuere Flut, welche die Insel ganz bedeckte, so daß alle Menschen umkamen: ebenso aber auch die gute Frau, deren Tau zu kurz war. Der Aelteste der Kalit wollte sie wieder lebendig machen; er hauchte ihr seinen Atem ein, und um sie zugleich unsterblich zu machen, ließ er Lebenswasser in einem Taroblatt holen; ein anderer Kalit aber, Tariit, der jener Frau die Unsterblichkeit mißgönnte, beredete den Kamaralbaum (Hibiscus), das Taroblatt zu durchstechen. Der Kamaral tat dies vermittelst eines trockenen Zweiges, wodurch er ein dauerhaftes Leben erhielt, so daß er überall anwächst, jene Frau aber die Unsterblichkeit verlor. Sie wurde aber zur Mutter der heutigen Menschen. Jedoch auch Tariit wurde von dem anderen Kalit bestraft und seine Inkarnation, der Vogel Rallus pectoralis, trägt deshalb einen breiten roten Strich auf dem Kopfe (Kubary, in Bastian, Allerlei aus Volks- und Menschenkunde, Berlin 1888, 1, 54). Auch der Vogel Aegintha temporalis, die Inkarnation des australischen Pupperimbul (oben S. 38) trägt einen solchen Strich! Semper (bei R. Andree, Die Flutsagen, 62) erzählt den gleichen Mythus, nur etwas kürzer: ohne den Tariit: die Gestorbene wird durch ein himmlisches Weib belebt und dann durch die Kalits Mutter von 5 Kindern, welche die Inseln bevölkerten, während jene wieder in den Himmel zurückkehrten.

Wir sahen schon, daß die Toten im Ozean und in Afrika sehr häufig in das Meer oder in einen Fluß geworfen werden; daß sie nur über einen See oder Fluß oder Graben in ihre himmlische Heimat kommen können. Hiermit hängt der Brauch zusammen, der auf der Insel Tobi (südlich von der Palaugruppe) herrscht, aber auch sonst im Ozean verbreitet war: hoffnungslos Erkrankte, Sterbende stieß man in einem Kahn in das Meer hinaus

(Woitz, Anthrop. 5, 2, 144, 150; Pickering, Memoir etc. of Lord Norths Isl., Cambridge 1845, 225 f. Holden).

Polynesien ist besonders reich an Flutmythen. So ist die Insel Nive (Savage), östlich vom Tongaarchipel, aus dem Meer emporgebracht durch zwei Männer, die von Tonga herbeischwammen (Turner, 19 years, 324) und auf den überfluteten Boden stampften. Da stieg das Land, das Wasser floß ab. Sie stampften wieder und die Vegetation wuchs hervor, aus der sich auch die Menschen entwickelten. Auch Samoa ist aus dem Wasser aufgetaucht: wo jetzt Land ist, „schwammen früher die Fische"; als das Wasser schwand, wurden die zurückbleibenden Fische in Steine verwandelt (Turner, 19 years, 249 f.). Nach einer anderen Erzählung überflutete die See das Land, und alles starb außer den Tauben und Hühnern. Hieran knüpft sich eine Deutung des Namens Samoa, die erst in späterer Zeit entstanden ist. Das Meer war früher nicht vorhanden; Tangaloa und sein Sohn Lu, dessen Weib „Meereswachstum", dessen Sohn wieder Lu hieß, bauten einen Kasten, das Weib gebar die Schaltiere und Fische und hierauf die See, die so anschwoll, daß Lu mit seinen zwei heiligen Hühnern den Kahn bestieg, der nach etwa 6 Tagen auf dem Gipfel des Malata (Upolu, Ostende) landete. Nach anderen Mythen kam Tu vom Wasser, von Pulotu und anderen Orten oder direkt von Tafiti apaau, d. h. dem „geflügelten Fiji". Seine Begleiter bevölkerten die Insel (Turner, Samoa, S. 11 f.).

Auch Manochiki war (ebenda S. 278) von den Göttern, die alle Maui hießen, emporgefischt, von denen zwei von der abfließenden Wasserflut mit fortgespült wurden; mit emporgezogen waren 800 Seegeister, welche das Land bevölkerten. Auch auf Nanumanga (Ellice-Arch.) trat eine große Flut ein, deren Ende durch eine „große Seeschlange"

(Regenbogen? Milchstraße?) bewirkt wurde (ebenda, S. 288). Die Seeschlange wurde auch Mutter des Menschengeschlechts; ihr Gatte war die Erde; auf Nui (Ellice-Arch., Dialekt der Gilbertinseln) wurde die Seeschlange in Stücke zerschnitten, aus denen die Nachbarinseln gebildet wurden; die Tropfen ihres Blutes wurden zu Sternen (ebenda S. 300). Auf Nukunau (Gilbertinsel) war der Hauptgott Tapuariki (heiliger Herr), der im Donner kam; die Menschen waren alle aus den Fischen des Meeres entstanden (ebenda S. 296).

Der Gott Tangaloa fischte einstmals im Ozean, als sein Angelhaken an etwas in der Tiefe der Gewässer hängen blieb: als der Gott ihn mit aller Kraft anzog, brachte er festes Land hervor, allein die Angelschnur riß und nur die Inseln des Tongaarchipels tauchten aus der Meeresflut empor. Ein Loch in einem Felsen zeigt noch jetzt (Anfang des 19. Jahrhunderts) die Stelle, wo der Haken eingebohrt war. Die Fortsetzung dieser Erzählung ist analog dem S. 40 erzählten australischen Mythus: Tangaloa sendete zwei seiner Söhne mit ihren Familien als Bewohner in das neue Land. Allein der eine von ihnen, ein träger, neidischer Mensch, tötete den anderen Bruder, der fleißig und sehr erfindsam war: er machte Aexte, Perlen, Kleider und Ferngläser. Tangaloa, erzürnt hierüber, sendete die Familie des Ermordeten in ein fernes Land, weit über den Ozean hin nach Osten, gab ihnen weiße Hautfarbe, große Geschicklichkeit, Reichtümer und große Schiffe: der Wind soll von eurem Land nach Tonga blasen; ihr anderen aber sollt hier bleiben, schwarze Farben und keine Schätze haben: eure lichtgefärbten Brüder sollen sie euch bringen und mit euch Handel treiben (Merian, The Natives of the Tonga Islands, London 1818, 2, 114 f.). — Hier ist mit einem gewiß sehr alten Mythus, der sich auf

das Götterland Pou lotu und seine lichtgefärbten göttlichen Bewohner bezog, die öfters nach Tonga kamen, in späteren Zeiten die Erscheinung der Weißen pragmatisch verknüpft.

In Hawaii wollte der jüngste der 4 Söhne des Königs Atalanga, die alle Maui hießen, die Inseln des Archipels zu einem großen Festland einigen und zog sie deshalb, in einen Kahn gepackt, an einer Hakenschnur hinter sich her: allein die Schnur zerriß, die Inseln fielen wieder in das Meer zurück. Auch die Sonnenstrahlen hatte dieser Maui eingefangen (Hale 23 nach einem alten haw. Epos in Haw. Spectator II, 218). Die Hawaier erzählten ferner von einer großen Flut, welche das ganze Land bedeckte, mit Ausnahme einer kleinen Felsenspitze am Gipfel des Maunakea, wo zwei Menschen bewahrt blieben, während alle anderen umkamen (Ellis, Polyn. researches 4, 441 f.). Man nannte diese Flut auf Hawaii, wie Ellis (4, 442), J. J. Jarves[1] und andere angeben, kai a ka Hinarii Flut der Hina, kai Meerflut, a Genitivzeichen, ka Artikel, Hina Eigenname, rii oder lii Adjektiv erzürnt oder klein[2]. Wer ist aber Hina? Nach Ellis, 4, 117 galt die Göttin Hina in Hawaii als Herrin des Meeres, der Fische, die sie den Fischern an den Strand trieb, weshalb ihr Heiligtum an der Küste stand, und sie besonders von den Fischern verehrt wurde. Sie galt aber auch als Mondgöttin, so in Tahiti, Neuseeland, Samoa; hina (sina) hell, meist oder mit emphatischer Vorsatzsilbe ma-hina, recht hell, heißt in fast allen polynesischen und in manchen melanesischen Sprachen der Mond. So ist Hina vielfach auch die Mondgöttin: auf Neuseeland war sie als Hime nui-te-po „die

1) History of the Hawaian or Sander-Islands, Boston 1843, S. 28.

2) Hale, Polynes. Lexicons. v. lii, rii, ii; L. Andrews, Diction. of the Hawaian language, Honolulu 1865.

große leuchtende der Nacht", die Mutter der ältesten Götter, und mit Maui, dem Sonnengott, in Kampf. In Tahiti galt sie als erstgezeugte Tochter des Hauptgottes Tangaloa, mit dem sie nach langem Verweilen in der Einsamkeit Himmel und Erde schuf (Ellis, 1, 326). Mythen von der zornigen Sina, dem zornigen Mond sind auf Samoa bekannt[1], als solche kämpfte sie gegen Maui, den Sonnengott, gegen ihn sendete sie die Flut. Für sie als Mondgöttin spricht es, daß ein sehr alter Hawaier bei Chamisso[2] erzählt, bei solchen Fluten sei Finsternis eingetreten bis 40 Tage lang; was ebenfalls für die Deutung dieser Flut als Sintflut spricht.

Von den Markesas ist mir keine Sintflutmythe bekannt[3], doch wurden auch hier die Toten sehr gewöhnlich in kahngestalteten Särgen in die Luft gehängt oder an heiligen Plätzen oder am Strande aufgestellt. Auf den Gräbern wurden oft die Verstorbenen, in Kähnen sitzend, d. h. auf der Reise ins Jenseits begriffen, abgebildet[4].

Besonders reich an Sintflutmythen sind die Gesellschaftsinseln (Ellis, Polyn. researches 1, 386 f.). Tangaloa stürzte, erzürnt über den Ungehorsam der Menschen, das ganze Land in das Meer, so daß nur einige Spitzen hervorragen, die heutigen Inseln. Nach Verlauf des Wassers, erzählte man auf Eimeo, kam ein Mann in einem Kahn und errichtete einen Altar zu Ehren seines Gottes. Sodann (ebenda 387—389): zerstört war Tahiti vom Meer, mit

1) Waitz, Anthrop. der Naturvölker 6, 265.

2) Bemerkungen auf einer Entdeckungsreise um die Welt, Weimar 1821, S. 148.

3) Der von Fornander mitgeteilte Mythus ist nur eine moderne Nacherzählung des Mosaischen Sintflutberichtes, wie alle Sintflutmythen, die Fornander gibt. Auch die von Bastian (die heilige Sage der Polynesier, Leipzig 1881, S. 155) gegebenen Berichte kann ich nur für ganz moderne Poesien halten.

4) Woitz, Anthrop. der Naturvölker 6, 411.

allen lebenden Wesen: die Bäume, die Gesteine hatte der Wind fortgetragen. Nur zwei Menschen und ihre Haustiere waren übrig; sie flüchteten auf den runden Gipfel des Pitohiti. Nach 10 Nächten sank das Wasser, die Berge tauchten auf, aber das Land war öde. Als der Wind nachließ, fielen die Steine und Bäume aus der Luft. Bevölkert wurde das Land durch die Nachkommen der beiden übrig gebliebenen. Eine dritte Version[1]: Ruahatu, der Neptun der Südseeinseln, ruhte in den Korallentiefen bei Staiatea. Ein Fischer ruderte, ohne den heiligen Platz zu beachten, über das Wasser hin, und seine Angel verwickelte sich in das Haar des schlafenden Gottes. Erweckt von dem Ziehen des Fischers, fuhr er zornig aus dem Meer hervor und drohte den Nachbarinseln mit Zerstörung. Der Fischer bat um Verzeihung, der Gott gewährte sie ihm, befahl ihm aber, mit seinem Weib und Kind nach Toamarama, einem kleinen Inselchen im Riff der Insel Raintea zu gehen, wo er ihm Sicherheit versprach. Der Fischer gehorchte, er nahm, nach der Erzählung Anderer, einen Freund mit, sowie einen Hund, ein Schwein und Hühner. Kaum war er angelangt, als bei Sonnenuntergang der Ozean stieg; die Bewohner der Insel flüchteten auf die Berge, aber auch diese wurden überflutet, und alle Menschen starben. Der Fischer und die Seinen blieben am Leben und wurden die Stammeltern aller Menschen.

Die Paumotuinseln waren nach einem einheimischen Mythus vom Gott Teku-rai (Emporheber des Himmels?) vom Grund des Meeres aufgezogen und durch einen Windwirbel über die Wellen ausgestreut[2]. Mangaréva,

1) Ellis 389f.

2) A. Arbousset, Tahiti et les îles adjac., Paris 1867, S. 284.

im Südosten des Archipels, soll von Maui aufgefischt sein[1], der auch, nach den Mythen der Maori, Neuseeland auffischte, welches deshalb ika te Maui, Fisch des Maui, hieß; eine Taube mußte ihm, nach anderen Mythen[2], die Insel vollends emporziehen. Die Maori erzählen ferner von einem überaus schönen Gott in Jünglingsgestalt, Ta-whaki, den seine Schwäger fast umbrachten; sein junges Weib aber rettete ihn und, wieder genesen, rief er zu den Göttern, seinen Vorfahren, laut um Rache: sie erhörten ihn, indem sie die Gewässer des Himmels herabströmen ließen, in welchen alle Menschen umkamen. Diese Flut wurde die des Mataaho („strahlendes Antlitz" nach J. White, 1, 181[3] genannt. So berichtet Sir George Grey, der seit 1843 Gouverneur war. In den Berichten, die J. White nach Mitteilungen von Priestern der Maori gibt, ist ebenfalls viel Altmythisches enthalten; Tawhaki, erzählt White, 1, 55, erregte die Flut dadurch, daß er durch Aufstampfen mit dem Fuß den Boden des Himmels durchlöcherte: eine Flut von Wasser strömte hernieder und bedeckte die ganze Erde. Nach einem anderen Mythus, bei White, 1 114, weinte die Mutter Tawhakis so heftig über ihren Sohn, daß die Tränen, die Erde überflutend, alle Menschen töteten.

Auch noch andere Sündflutmythen berichtet White aus Neuseeland, die zu einigen schon erwähnten genau stimmen. So kehrte Puta, der alle den Glauben an Gott lehrte (168), durch Raki die Welt oberst zu unterst um, wobei alle Bäumen, alle Pflanzen und auch der größte Teil

---

1) Moerenhout, Voyage aux îles du grand Ocean, Paris 1837, 1, 110.

2) Anthrop. der Naturvölker 6, 257.

3) John White, The ancient history of the Maori, his mythology and traditions, Wellington 1887, 4 Bde. (In Englisch u. Maori.)

der Menschen umkam; nur er und die Seinen blieben am Leben (S. 168 f.). Das geschah in den Tagen Mata-iho's oder Mata-aho's (Auge des Tages) und wiederholte sich mehrmals (181); so damals, als der Sohn des Parr-whenua-nna Regen forderte, worauf sich eine solche Flut ergab, daß die ganze Welt vom Wasser bedeckt war, und alle Menschen, die sich nicht mit einem Fahrzeug versehen hatten, umkamen. Damals hielt Tunuka die Sonne, Turangi den Mond und Kiwa die See als Diener. Durch diese Flut entstand der große Ozean, durch eine spätere kleinere Flut nur ein kleiner See im Himmel (S. 180 f.), von dem viele Flüsse ausgingen. Der Hauptmythus, den J. White von den Maoripriestern hörte, erzählt, daß, weil die Menschen nicht mehr an die alten Berichte vom Gott Tane, von der Trennung des Himmels und der Erde durch ihn und die übrigen Ueberlieferungen glauben wollten, sondern die Priester verhöhnten, diese letzteren nach mancherlei Gebeten ein Floß bauten mit einem Hause, welches Nahrungspflanzen, Hunde und einige Menschen trug. Dann goß der Regen infolge der Gebete in Strömen herab, und alle ungläubigen Menschen wurden ersäuft. Das Floß fuhr über das Meer und kam nach 7 Monaten, in denen ihm und seinen Insassen durch feindliche Göttinnen des Meeres große Gefahren bereitet wurden, unter vielen Opfern und Gebeten zu Tane endlich an Land in Ha-wai-ki, dem Geisterland, welches aber hier als die irdische Heimat gilt. Sie fanden sie zertrümmert, die alte Oberfläche zu unterst gekehrt und alle Menschen tot; sie waren die einzigen Ueberlebenden. Bei ihrer Landung war ihre erste Tätigkeit Gebete und Verehrungszeremonien für alle Götter, an verschiedenen Orten, welche dadurch für alle Zeit heilig blieben. Nachdem dies vollendet war, zeigte sich ihnen der Regenbogen und ein anderes Glückszeichen

am Himmel. Da treten ihnen die Göttinnen versöhnt entgegen, welche auf ihre Gebete hin den Regen, die Flut und die Zerstörung des Menschen veranlaßt hatten und nun unten am Ende des Himmels wohnen, wo sie die Ebbe und Flut hervorbringen, die wir täglich sehen (White, 1, 172—180). Diese Erzählung ist eine jedenfalls, namentlich in ihrem Anfang, christlich beeinflußte und ganz moderne, doch enthält sie auch viele alte Züge. Namentlich ihr Ende ist merkwürdig, es erinnert an einen Zug im babylonischen Mythus. Die ganze Erzählung ist charakteristisch für die trotz der heutigen Umformung strenge Festhaltung alter Mythen. White gibt die Stammlinie eines christlichen Häuplings, der 1872 noch lebte, vom ersten Menschen an (1, 153—154).

Bei diesen Sintflutmythen sind auch andere mythische Züge mit erwähnt, von denen einige noch besonders hervorgehoben werden müssen. So der von Rangi (Himmel) und Papa (Erde), von dem Aufliegen des Himmels auf der Erde, den White sehr ausführlich, 1, 46—67, erzählt. Grey überliefert uns denselben Mythus (Polynes. Myth., 1, 1—14), und beide haben den sentimentalen Schluß, daß der Regen die Tränen sind, welche Rangi aus Sehnsucht nach der Erde weint, White freilich mit der Fortsetzung, daß Tau, Reif und auch der Regen die schaffende Kraft Langis sind, mit welcher er stets die Erde befruchtet. Beide werden getrennt durch ihre Kinder, welche nun erst Bewegungsfähigkeit, Luft und Licht bekommen. Auf Tahiti herrschte der gleiche Mythus, ebenso auf Rarotonga, wo Maui und 5 Begleiter mit Stöcken den Himmel emporstießen. Zu Raintea hielt ein riesiger Tintenfisch ihn fest; den tötete Maui und der Himmel stieg empor (Waitz, Anthrop., Bd. 6, 255 f. mit den Lit.-angaben). In Vaitupu hob den Himmel, der auf den Korallenriffen lag, der Wasserdampf empor, aus dem auch der Mensch entstand (Turner,

Samoa, 283); im Nanumanya (Ellicearchipel) hob ihn die Seeschlange (eb. 288); ebenso in Nui (eb. 300).

Der Regenbogen galt als Gott und war in Samoa der Schutzgott verschiedener Ortschaften; seine Stellung war bei Kriegsführung ominös (Turner, Samoa, 35). In Tahiti und Neuseeland galt er als Weg der Götter (Anthrop., 6, 268), daher auch das königliche Schiff zu Tahiti der Regenbogen hieß (Ellis 1, 155). In Neuseeland hieß er Uanuku, und dieser Name, übertragen auf weltliche Helden, spielt in den Sagen der Maori eine große Rolle (Grey 123 f.; J. White, Bd. 3). Uanuku trug einen besonders schönen roten Gürtel (Grey S. 127); und so hieß der Regenbogen auch kabu-kura, roter Gürtel (J. White 1, 179); der tahitische Gott Hiro zog aus, um diesen Gürtel zu erobern (Anthrop., 6, 290). Zu dem Gott im Regenbogen richteten die Bewohner einzelner Karolinen, sobald sie zu Schiff waren, ihre Gebete (Anthrop., 5, 2, 138).

Auch die Milchstraße hat in den ozeanischen Himmelsmythen ihre Bedeutung. Die Tahitier nannten sie den „langen blauen wolkenfressenden Hai" (Ellis 3, 172; gemeint ist squalus glaucus, eb. 1, 166 f.) oder den Fisch (Forster, Bemerk. 442), der Gott Te-utia war der Diener dieses Fisches (Forster 447). Auch in Hawaii galt sie als Fisch, als Hai (Andrews s. v. Selejona).

Die Fische galten auf verschiedenen Inseln des Ellicearchipels als Hausgötter (Turner, Samoa, 281, 289, 295); ebenso auf Nikunau (Gilbertarch., eb. 296). Fische und Reptilien galten in Neuseeland als Kinder Tangaloas (Anthrop., 6, 237). Die Menschen waren aus Fischen entstanden (Turner, eb. 281). In Tahiti galten verschiedene Fische für heilig (Ellis, 1, 326), besonders der Hai, der als Gott durch Gebete und Opfer geehrt wurde; er hatte eigene Tempel und Priester, welche letztere er verschonte.

Tahiti selbst soll früher ein Hai gewesen sein; der höchste Berg der Insel, der Oro-hena, d. h. Flosse des (Gottes) Oro, galt als seine Rückenflosse (Ellis 1, 167). Der Hai galt als Bote der Meeresgötter, ja als Gott der Schiffahrt (Mörenh, 2, 452). Nach Art der Delphine der griechischen Mythen trugen die Haie (Ellis 1, 167) Menschen, z. B. ihre Priester, auf dem Rücken, wie das auch die Wale taten (Anthrop., 6, 719). Auf Samoa, Hawaii, in Mikronesien, den Fidschiinseln, Malaisien herrschte die gleiche Heilighaltung des Hais.

Wichtig ist ferner die religiöse Bedeutung der Schiffe. Sie standen überall mit den Geistern, den Göttern in Zusammenhang: auf Fidschi führte der Gott Rokola die Seelen im Geisterschiff von dannen (Anthrop., 6, 669); als Tangaloas Schiffe galten die Wolken; Tangaloa hatte das große Wunderschiff der „Kuki" (Europäer, nach Cook benannt) gesendet, und nach dem Glauben der Nukuhian stammten die Weißen selbst, wie ihre Schiffe aus den Wolken. Die Maori sahen in einem Sternbild ein vollständig ausgerüstetes Schiff, wie man auch das Götterschiff bisweilen aus den Sternen, nicht aus den Wolken erwartete (Davis, Maori mementos 1855; Anthrop., 6, 269). Auch die sehr künstlichen, wirklich schönen Schnitzereien sind zu erwähnen, mit denen die größeren Schiffe an Schnabel und Bug verziert waren, und welche Gottheiten vorstellten (Cook 1. R. 2, 317, 353. Grey, Polyn. myth., Titelbild) wie denn auch die bedeutenden Schiffe Spezialnamen hatten (Grey, Polynes. myth., 72 f.; White 1, 57 f. Anthropol., 6, 67 f.). Die Kommandos im Schiff wurden durch Gesang von einem bestimmten Vorsänger gegeben (Anthrop., 6, 83, 65). So war denn auch die Ankunft eines Schiffes von großer Bedeutung. Eine Mondfinsternis galt in Vaitupu als ein Zeichen vom Absterben des Monds,

von großem Unheil oder der Ankunft eines Schiffes (Turner, Samoa, 284, vgl. 19 years, 531) — kam doch alles von den Göttern. Wenn auf den Tokelauinseln (Turner, Samoa, 270 f.) ein Schiff gesehen wurde, so fragten die Eingeborenen den König und Hohenpriester, ob sie ihm entgegenfahren sollten. Wenn er es erlaubte, so taten sie es mit großer Furcht und mit unablässigen Gebeten, daß sie am Leben und unbeschädigt bleiben möchten. Oft ging der König mit ihnen in das Boot; dann saß einer der Mitfahrenden dicht vor ihm, mit einem Kokosblatt als Schutzzauber in der Hand, der König aber betete, während die anderen ruderten, fortwährend, daß sie frei bleiben möchten von Beschädigung. „Fremde Schiffe", so fährt Turner fort, „hielten sie für etwas Ueberirdisches, und die weißen Insassen für Götter, die von irgendeinem Geisterlande hersegelten. Das Feuer im Schiff, die Rauchsäule, die Flinten hielten sie für übermenschliche Dinge. Starb jemand, während ein Schiff in Sicht war, so glaubte man, die segelnden Götter seien gekommen, um seine Seele zu holen; war im Schiff ein Mensch mit kurzgeschnittenem Haar, so hielten sie ihn für einen, der erst vor kurzem unter die Götter aufgenommen sei."

Auf Nive (eb. 305 f.) wurden dorthin verschlagene Einwohner der Nachbarinseln Tonga, Samoa usw. ausnahmslos getötet, ebenso Leute von Nive selber, die ihre Insel zu Schiff verlassen hatten und zurückkehrten. Aus Furcht vor Krankheit, sagte man; allein der Hauptgedanke war auch hier die Furcht vor den Göttern. In Nanumea mußten Fremde, die zu Schiff kamen, erst alle 4 Tempel der Insel unter Gebeten besucht haben, ehe sie mit den Eingeborenen verkehren durften. Auf Tobi (L. Norths Eiland) wurden Kranke und alte oder gebrechliche Leute auf lecken Kähnen

ins Meer hinausgestoßen (Anthrop., 5, 2, 150) — man übergab sie eben den Göttern.

Auf Niutao wurde ein einheimischer Dieb auf einem Kahn in das Meer verstoßen; dagegen blieben fremde, also zu Schiff gekommene Diebe, straflos (Turner, Samoa, 290). Letzteres natürlich nur deshalb, weil man sie für Götter ansah. Derselbe Gebrauch herrscht auch auf dem melanesischen Erromango (eb. 337). Auf Arorao wurden alle Verbrecher erst gehenkt und dann die Leichen ins Meer geworfen (eb. 295). Man wollte sie auf alle Weise zu den Göttern befördern, welche sie strafen mußten. Der Weg zum Himmel an einem Seil, an einer rankenden Pflanze, an einem Spinnenfaden usw., war in den polynesischen Sagen sehr gewöhnlich (Grey und Anthrop., 6, 273, 253).

5. Malaisien.

Dieselben Auffassungen, wie in der pazifischen Inselwelt, leben auch in Malaisien, wo sich ebenfalls eine Reihe von Sintflutfragen findet. Ursprünglich war ohne Zweifel die mythische Gesamtauffassung des Meers, Luftraums, Himmels die gleiche wie im Ozean, nur darf es uns nicht wundern, wenn länger ausgedehnte Flutmythen hier weniger zahlreich gefunden werden, wie im Ozean selber. Viele der malaisischen Völker sind höher entwickelte Völker; sie stehen schon seit langer Zeit in Beziehung zu den Kulturvölkern, schon in vorchristlicher Zeit zu den Indern und der brahmanischen, in späterer Zeit zur buddhistischen Religion; dann kam der Islam und die ihn brachten, und schon in früher Zeit auch die Europäer. Die alten heidnischen Auffassungen wurden vielfach verdrängt. Doch leben sie im Aberglauben, z. B. der Javaner, in unglaublicher Fülle weiter, sie haben sich vielfach auch in das moderne reli-

giöse Leben dieser Völker eingeschlichen und stehen bei den isolierteren und weniger kultivierten Stämmen noch in voller Blüte.

Eine merkwürdige Sintfluterzählung haben die Bewohner von Rotti (südwestl. von Timor), die von Dr. Jonker mitgeteilt ist[1]: Die Alten erzählen, daß in früheren Zeiten das Meer über die Erde stieg, so daß alle Tiere und Menschen umkamen und alle Pflanzen zerstört wurden. Das Meer ließ kein Stück Erde trocken, selbst die hohen Berge wurden überflutet. Nur den Gipfel des Lakimola, eines Berges in Bilba, erreichte das Meer nicht. Auf den Gipfel des Lakimola hatte sich ein Mann mit Frau und Kindern geflüchtet. Aber das Meer stieg immer höher und die Menschen ängstigten sich sehr. Da baten sie das Meer, an seinen alten Platz zurückzukehren. Das Meer antwortete dem Mann: ich will es tun, wenn du mir ein Tier gibst, dessen Haare ich nicht zählen kann. Der Mann warf nun ein Schwein, dann eine Ziege, einen Hund, ein Huhn ins Meer, vergeblich: das Meer stieg immer höher. Da warf er eine Katze hinein, ihre Haare konnte das Meer nicht mehr zählen und zog sich zurück in sein früheres Gebiet. Darauf erschien der Seeadler und streute Erde, so daß es trocken ward; der Mann stieg mit Frau und Kindern von dem Gipfel des Lakimola hernieder, um sich eine Wohnung zu suchen. Da befahl der Herr (? des Himmels? der Berg Lakimola?) dem Seeadler, dem Mann allerlei Sämereien zu bringen, Mais, Reis, Gerste, Bohnen etc., damit er sie säen und mit den Seinen davon leben könnte. Deshalb stellt man nach der Ernte ein Büschel Reisähren auf den Hauptplatz als Opfer für Lakimola auf; ferner wird gekochter Reis mit Pinang, Sirih, Kokosnuß,

1) Rottineesche Verhaben, Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde v. Nederl. Indië, Bd. 58, 1905, S. 427 f.

Tabak, Pisang zum Lakimola als Opfer gebracht, man führt allerlei Tänze als Dankbezeugung auf und bittet ihn, für gute Ernte auch im folgenden Jahr zu sorgen. — Auch den Mythus des Aufeinanderliegens von Himmel und Erde haben die Rottinesen: der Himmel, heißt es bei Jonker, S. 426 f., hing so dicht über der Erde, daß die Menschen von der Erde zum Himmel gehen konnten und die Himmelbewohner zur Erde kamen, von wo sie das Feuer holten. Ein ungewöhnlich großer Mensch, Laihamek genannt, konnte deshalb nur mit gesenktem Haupte gehen. Da rief er: heb dich höher, Himmel, daß ich gehen kann. Da fuhr der Himmel erzürnt so hoch empor, daß ihn niemand mehr erreichen konnte. Ein Knabe, der zum Himmel gehörte, war zurückgeblieben; er erhielt Flügel, und die Wildtauben stammen von ihm.

Die Bewohner von Nias (Insel westlich vom mittleren Sumatra) glauben, daß über der Erde sich noch weitere Erdflächen befinden, und daß unser Himmelsgewölbe nur die Unterseite einer solchen Oberwelt ist, deren Wasserfluten man bisweilen rauschen hört: sie ist beherrscht von Balugu Lonomewona[1]. Nun entstand in unvordenklichen Zeiten (S. 115) ein Streit unter den Bergen, deren jeder der höchste sein wollte. Das verdroß den Gott Balugu (d. h. Oberhaupt) Lonomewona: er öffnete sein Fenster und rief: ihr Berge, ich werde euch alle bedecken. Er warf einen goldenen Kamm herab in das Meer, der zu einer kolossalen Krabbe wurde, die mit ihren Scheren den Abfluß des Meeres verschloß. Dazu kam ein gewaltiger Regen, so daß die Berge mit Ausnahme von zweien oder dreien ganz überflutet wurden. Nur die

1) Chatelin (nach Mitteilung des Missionars J. W. Thomas auf Nias), Godsdienst en Bijgeloof der Niassers, Tijdschr. voor Ind. Taal- Land- en Volkenkunde, Teil 26, 1881, S. 109 f.

Menschen, die mit ihren Herden auf diese höchsten Gipfel geflüchtet waren, blieben am Leben; alle anderen kamen um. An diesen Mythus erinnert eine kurze Mitteilung des Miss. Albert Krujt[1] aus dem zentralen Celebes (1896 bis 1897) von der Umgegend des Posso-Sees: auf den Berg Moliowa, der damals noch Insel war, stieg das erste Menschenpaar vom Himmel nieder. Obwohl alle Berge um ihn her höher sind, so wird doch nur bei einem allgemeinen Weltuntergang der Berg Moliowa eine sichere Zuflucht für die Bewohner der Umgegend sein. Das erste Menschenpaar wurde wieder in den Himmel aufgenommen; seine Kinder blieben auf der Erde zurück. Auch der Missionar N. Graafland erwähnt einen Sintflutmythus aus der Minahassa, demzufolge verschiedene Berge von Fluten überdeckt und zerstört wurden (De Minahassa, 2. Ausg. 1898, 1, S. 5 f.).

Ein javanischer Bericht (Desa-legenden van Pånåråg̊ů, van J. Knebel, Tijdschr., 41, 1899, S. 97 f.) weiß von einer lokalen Sintflut zu erzählen: In alter Zeit war in einer großen Desa (Dorfschaft) ein Hochzeitsfest, zu welchem man, aus Mangel an anderem Fleisch, eine große Schlange tötete und kochte. Da kam ein fremder Knabe und bat weinend um etwas Reis und Fleisch, aber niemand gab ihm etwas, außer einer alten, einsamen Witwe, die sich seiner erbarmte. Der Knabe steckte nun ein Blatt in die Erde und wettete, daß es niemand herausziehen könne; es gelang weder den Kindern, noch den Alten. Da zog er es selbst heraus und sofort sprang ein mächtiger Wasserstrahl hervor, der immer größer wurde und endlich die ganze Desa verschlang. Der Knabe verwandelte sich in eine Schlange, die Witwe entkam auf einem Kahn; wo

1) Mededeelingen der Nederl. Zendelinggenootschap, Bd. 42, S. 34 f.

die Desa lag, ist jetzt der See Ngĕbĕl. Fast ganz dieselbe Legende berichtet A. T. v. Hasselt aus dem südlichen Sumatra (Midden Sum., III, 1, 72 f.). Die Alfuren von Ceram (v. d. Crab, De Moluksche Eilanden, 1862, 212 f.) erzählten von einer großen Flut, welche die ganze Welt überströmte. Endlich aber tauchte der Berg Nusaku auf, mit großen Bäumen bedeckt (deren Blätter die Gestalt der weiblichen Scham hatten) und von Menschen bewohnt, denen der Vogel Marapati (wie vorhin der Seeadler) die Nachricht vom Auftauchen noch weiterer Berge brachte. Sie zogen dahin und bevölkerten vermittelst jener Blätter die Welt. Aehnlich lautet der Mythus der Orang Benua: Der Weltschöpfer Pirman, unsichtbar im Himmel wohnend, zerriß die Haut oder Schale, welche die Erde umgab, die nun ganz von Wasser bedeckt wurde (vergl. vorhin Nias). Aus diesem Wasser ließ er mächtige Berge auftauchen; auf dem Wasser schwamm, von Pirman ausgesendet, eine ganz geschlossene Prau, die das erste Menschenpaar trug, lange umher, bis sie endlich landen konnte. Von ihren Insassen stammen alle Menschen (J. R. Logan, Journ. of Ind. Archip., 1, 1847, 278). Die Orang Sabimba (südlich von Johore) haben infolge alter Ueberlieferungen eine streng religiöse Scheu vor dem Meer, so daß sie sich nie baden; in das Wasser getaucht zu werden, ist für sie härter als die Todesstrafe (ebenda 297).

Auch die Ot Danom am Barito (Schwaner, Borneo, 2, 151) erzählen, daß Borneo von einer Flut überschwemmt wurde, die alle Menschen tötete, die nicht auf die höchsten Berggipfel geflohen waren. Bei den See-Dayak (im Norden Borneos) töteten einst einige Männer eine im Dschungel erstarrt daliegende Boaschlange, zerstückten sie und wollten das Fleisch braten. Aber kaum hatten sie es in der Pfanne, als von dieser seltsame Töne ausgingen

und ein wütender Regen begann, der so lange andauerte, bis alle Berge außer den höchsten überflutet waren. Alle Menschen kamen um, nur ein Weib überlebte die Flut, das sich auf den höchsten Berg geflüchtet hatte. Dort fand sie einen Hund an einer Schlingpflanze, welche eine warme Wurzel hatte. Sie nahm zwei Stücke der Wurzel, rieb sie aneinander und erhielt dadurch Feuer; so entstand der Feuerborer und das erste Feuer nach der großen Flut. Der Feuerborer, ein lebendes Wesen, erzeugte mit dem Weibe einen Menschen, der nur halb war, nur ein Ohr, Auge, Bein, nur einen Arm hatte; Simpang, so hieß er, geriet mit dem Windgeist in Streit und stieg, um diesen zu bekämpfen, den Berg hinan, wo er einen Baum fand, auf den alle Vögel vor der großen Flut geflüchtet waren; der Windgeist, besiegt, machte ihn dann zum ganzen Menschen (Missionar J. Perham, in Journ. of the Straits branch, Juni 1880, S. 289—291). Diesen Halbmenschen haben wir auch in Australien und sonst kennen gelernt.

Einen anderen Sintflutmythus gibt H. Ling Roth, The natives of Sarawak and Brit. N. Borneo, 1, 300, nach K. J. C. Grants Bericht, der 1858 in Sarawak reiste und den Mythus von den Eingeborenen hörte; doch hält er es für wahrscheinlich, daß derselbe von den Malayen importiert ist). Trow, der Ahnherr der Tringus-Dayak, machte, als die Flut begann, aus einem großen Trog ein Boot, in welchem er mit seiner Frau und verschiedenen Tieren (Hund, Schwein, Katze, Huhn etc.) auf den Wassern schwamm, dann aber landete, die Tiere ausschiffte und verschiedene Dinge, einen Baum, Stein etc. in Weiber verwandelte und mit diesen die Erde bevölkerte.

Auch die Bewohner des Bikolgebietes der Philippinen (südwestliches Luzon und südliche Inseln) haben eine Sintflutsage, von der ein spanisches, von einem alten Bikol

abgefaßtes Gedicht Bericht gibt. Dasselbe hat Pater José Castaño in Retanas Archivio, Bd. 1, Madrid 1895, veröffentlicht; H. Kern hat es holländisch wiedergegeben in Bijdr., Bd. 47, S. 498 f. Das Gedicht erzählt, ohne Zweifel nach alten Quellen, die Geschichte der Bikol; nach einem besonders guten Herrscher (Kern 504) folgte eine große Sintflut (diluvio), veranlaßt von Onós (Wirbelwind, Orkan, als Gottheit gedacht), welche das ganze Aussehen des Landes vollständig veränderte; die Vulkane Hantic, Colasi, Isarog tobten, ein heftiges Erdbeben trat ein, große Teile vom Festland wurden abgerissen, Ortschaften versanken usw. Auf dem Pintadosarchipel (die südlicheren Inseln Zebu, Layte etc. bis Mindanao) hörte Fra Gaspar de San Agustín (Conquistas de las isl. Philipinas, Madrid 1698, S. 196), daß anfänglich nur Wasser und Himmel war, daß aber aus dem Wasser ein Seeadler (milano) das Land hervorholte; dann zerbiß er ein Stück Bambusrohr und machte daraus Mann und Weib.

Ein Bruchstück des Sintflutmythus scheint sich auf den Tenimberinseln erhalten zu haben: Tenimber und Timorlaoet, so erzählen die Eingeborenen nach J. G. F. Riedel (Sluik en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua, 1886, S. 309), sind Reste eines großen Landes, welches durch den Riesenfisch Serni zerstört wurde. In anderer Art erinnert ein Mythus der Kei-Insulaner (ebendas. 217), die vom Himmel stammen, an die Sintflut. Ein Himmelsbewohner Parpara, befuhr, um zu fischen, das Wolkenmeer in seiner Prau; der Fisch Kerkeri verschlang den Angelhaken, den der Fisch Kiliboban dem betrübten Parpara zurückbrachte. Der Bruder des letzteren grub, um verschütteten Palmwein, der Parpara gehörte, wiederzuerlangen, ein Loch in den Himmel, durch welches man die Erde sah: um zu erkunden, was das unter ihnen liegende

sei, ließen sie einen Hund vom Himmel auf die Erde hernieder, der, wieder emporgezogen, Sand an den Pfoten hatte; da beschlossen sie, selbst herabzusteigen, konnten aber nur ihre Geschwister dazu bewegen, die mit ihren 4 Hunden herabstiegen und die Erde bevölkerten. Auch aus Bäumen traten andere Stammpaare der Insulaner hervor, noch andere stiegen aus den Tiefen des Meeres auf.

Es ist also kein Mangel an Flutsagen in Malaisien; man würde vielleicht noch mehr finden können, doch genügen für uns die angeführten, die durch ihre Eigenart und Verwandtschaft untereinander, sowie auch durch die nahen Beziehungen, die sie zu den übrigen ozeanischen Sagen (Australien mit einbegriffen) zeigen, besonderes Interesse haben. So z. B. die Erzählungen von halben Menschen, deren einer dadurch diese klägliche Gestalt hatte, weil eine Regenflut von seiner Mutter verflucht wurde (Bijdr., 56, 444 f.).

Aber fast noch merkwürdiger und höchst beachtenswert für unsere Betrachtung ist die Gesamtauffassung von Himmel, Luft und Erde, wie sie diese Völker auch wieder in naher Uebereinstimmung mit dem übrigen Ozeanien zeigen. Dahin gehört der Mythus des uranfänglichen Aufeinanderliegens, bisweilen auch der Heirat von Himmel und Erde und ihrer Trennung durch einen besonders großen und starken Menschen, wie ihn z. B. Graafland (1, 256 f.) aus Minahassa, A. Kruyt in anderer Form von den Poso-Alfuren erzählt (Mededeel., 38, 339: Tijdschr., 26, 116, 126); die Auffischung der Inseln, des bewohnten Landes, das Leben der Geister und Götter auf dem Seegrund (Wilken, Anim. 43, 244), das Abfahren der Toten zu Schiff nach dem Jenseits (Dajaken, Bijdr. N. v. III, 340), das Auf- und Absteigen der Menschen und Götter an Schlingpflanzen, an Bäumen, Bergen, überhaupt das

völlige Zugehören der Luft zu den von Göttern und Menschen bewohnten Räumen (Riedel 311), ihre völlige Wegsamkeit für beide. Hierher gehört auch, daß verstorbene vornehmere oder heiligere (Priester) Personen an hohen Bäumen aufgehängt werden, bis der Körper ganz verwest ist; ferner der Glaube, daß die ersten Menschen aus Bäumen, Bambus etc. entstehen; daß man Verbrecher den Göttern übergibt, indem man sie in das Wasser wirft, die Gottesurteile durch Untertauchen, die Heiligkeit der Wassertiere, der Krokodile, von denen viele fürstliche Familien abstammen, der Fische, Schlangen, Aale, Krabben. Die Erde, so sagen die Manangahbadauer (Bijdr. 39, 1890, S. 98), ist eine platte Scheibe, die auf dem Rücken eines Rindes liegt; dies steht auf einem Ei auf dem Rücken eines Fisches, der auf dem unendlichen Weltsee schwimmt und unter diesem ist nichts als tiefe Finsternis.

Aehnlich ist auch die Ansicht der südsumatranischen Malaien (v. Hasselt bei Veth, 3, 1, 71). Donner ist die Stimme erzürnter Engel, die gegen dichte Scharen von Geistern im Luftraum streiten; die Geister der Batak führen ihr sonst ganz dem irdischen gleiches Leben über den Nebeln des Himmels (Wilke, Anim., 224).

Auch die Bedeutung und der Wahrsagergeist vieler Vögel gehört hierher, ihre Hilfe bei der Welterschaffung usw. Die Vögel sind, wie in Polynesien, Boten der Götter (Wilken, Anim. 214 f.). Die Seele fliegt als Vogel zum Himmel (Sumatra, Nangahbadau, v. d. Toorn in Bijdr. 39, 69 f.). Ein beliebter Aufenthalt der Seelen, der Geister sind daher die Berg- und Baumspitzen. Unwetter treten zum Schutz Unschuldiger ein (Bijdr. 39, 78).

Ueber dem Himmelsgewölbe ist ein unermeßlicher See, dessen Wasser durch Oeffnungen im Gewölbe als

Regen ausströmt (ebenda S. 99). Das Himmelswasser hört man in der Luft rauschen (Tijdschr. 26, 1881, 114, Niasinseln).

Die Milchstraße gilt im westlichen Südsumatra für ein leuchtendes schlangenartiges Tier, nach deren jahreszeitlicher Lage am Himmel man die eigenen Reisewege einrichtet (s. Hasselt in Midden Sumatra 3, 1, S. 89); man führt Abbildungen davon bei sich (Ebenda Taf. 38). Die Dayaken bringen wohl nach ähnlichen Anschauungen die Milchstraße mit den Monsunen und den Seeströmungen in Zusammenhang (S. H. Schaank, Tijdschr. Ind. taal-, l. en volkskunde, 32, 437). Bei den Orang Lom auf Banka (Verhandl. v. h. Bataav. Genootsch v. Kunsten e Wetensch., Bd. 11, 1862) ist wohl die Milchstraße gemeint, wenn es heißt, daß der Totenweg am Himmel aufsteigend, sich in zwei Arme teilt, an deren Teilung das Richthaus steht: einer der Arme führt zum Aufenthalt der Seligen, der andere zu dem der Unseligen, wie im polynesischen Mythus. Der Regenbogen gilt den Malaien (Journ. Strait branch, N. F. 1881, S. 21), Buginesen und Makassaren (Bijdr., 1885, 432, Matthes Poso Alf. Mededeel., 44, 232) als Pfad der Geister, auf dem sie vom Himmel zur Erde gehen, um zu trinken; dann gilt er auch als Schlange und als Bogen. In Perak ist er eine Säule, die den Himmel trägt; wenn nur ein Teil von ihm sichtbar ist, so heißt er Fahne, und bedeutet den Tod eines Häuptlings, wenn er im Westen steht (ähnlich ist die Anschauung in Südsumatra vgl. Hasselt bei Veth, 311, 71 f.). Wo er auf dem Erdboden aufruht, liegt ein Schatz. Auf den Aru-Inseln gilt er als Götterbrücke (Riedel 270). Auf Ambon und Nachbarinseln ist er die Leiter für die Seelen nach aufwärts in den himmlischen Nebel, wo sie sich in Nebel auflösen und nachher in Nichts verschwinden (Riedel, 154). Nach den Legenden

der Poso-Alfuren (Kruijt, Mededeel. 38, 345) wurde der Regenbogen gen Himmel gezogen, um das Aufsteigen der Menschen zu verhindern. Den Ot danom (Borneo) gilt der Regenbogen als ein Zeichen, daß Petara, der Hauptgott, sein Kind badet: die Regenbogenfarben zeigen sich in dem Wasser, womit er es übergießt.

Nach der Legende der Niaser ist der Regenbogen der Rand des Netzes, womit der böse Geist Naduja die Menschen fangen wollte (Tijdschr. 1881, Bd. 26, S. 115). Dies Netz war nach den Anschauungen der Bikoller von einer geschickten Weberin gemacht (Bijdr. 47, 233). — Im Osten Malaisiens galt er noch höher: auf Amba usw. war er der Besieger des Regens, der aus den Tiefen der Erde gegen den Himmel hervorbricht (Riedel, 85); den östlichen Seranglao- und Goronginsulanern bedeutete er Unglück und Krankheit (ebenda 186); auch den Südsumatranern kündet er den Zorn einer Gottheit (v. Hasselt, bei Veth 3, 1, 71); den Bewohnern von Babar war er ein Zeichen der Gnade Gottes (ebenda 398), der die Opfer angenommen hat und den Regen zurückhält; ebenso auf Kaifar (ebenda 429).

Auch die Farbe weiß hat hier dieselbe Bedeutung, wie in Polynesien, Afrika und sonst: sie ist die Geisterfarbe, bald böse Geister (v. Hasselt, Veth, Midden Sum., 3, 71), meist aber gute darstellend; in Rotte wurden nur weiße Tiere den höchsten, den guten Göttern geopfert (Sal. Müller, Reizen en onderzoekingen, 237).

Auch hinsichtlich der Sterne findet man in Malaisien dieselben Anschauungen, die wir bei den übrigen Ozeaniern und bei den anderen Völkern schon antrafen. Auf Nias (Tijdschr. 26, 1881, S. 114) galten Sonne und Mond für das rechte und linke Auge des ersten Menschen, welche auf seinen Befehl, den er kurz vor seinem Tod

seinem Sohn gab, an den Himmel gesetzt wurden. Die Sterne gelten, wohl nach einem anderen Mythus, als die Kinder des Mondes. Die Posoindianer (Kruijt, Mededeel., 44, 230) schrieben Sonne und Mond je 300 000 Kinder zu. Beide kamen überein, diese wegen ihrer allzugroßen Zahl zu töten. Aber das tat nur die Sonne, der Mond sperrte sie in einen Kasten und ließ sie erst nach Sonnenuntergang heraus: das sind die Sterne. Auch bei den Binua (Johore) gilt der gleiche Mythus: die Sterne sind die Kinder des Mondes (Logan, Journ. Ind. Arch., 1, 284), während die Sonne die ihrigen tötete. Auf den Kei-Inseln galten die Sterne als Kinder der Sonne (Vater) und des Mondes. Verehrt werden die Sterne vielfach; auch haben viele Sterne und Sternbilder besondere Namen. Auch Sonnen- und Mondmythen gibt es hier fast überall, aber nicht von der Mannigfaltigkeit, der mythologischen Bedeutsamkeit, wie in Polynesien.

Der ganze Luftraum ist mit Geistern bevölkert (Rotti, Salus Müller 2, 274 und zahlreiche andere Belege), die auch sehr gern auf den hohen Bergen wohnen (Philippinen, F. Blumentritt, Diccionario mitológico de Filipinas, in Retonas Archivo del Bibiófilo Filippino, Bd. 2). Meer, Luft und Himmel stehen in engster Verbindung, wie wir sahen, und wie es der Mythus vom Dayaken Se Juru beweist (Roth 1, 307): als es noch nicht viel auf Erden zu essen gab, wurden einst mehrere Dayaken vom Wind in See getrieben, fernhin, bis sie endlich das Brausen eines Strudels hörten und einen großen, fruchtbeladenen Baum, dessen Wurzeln im Himmel waren, mit seinen Zweigen das Wasser berühren sahen. Se Juru stieg an ihm in die Höhe und kam zu dem Platz, wo er wurzelte, in ein schönes Land, in das der Plejaden, sah von dort seine

Familie, die auf der Erde geblieben war, wie ihm schien ganz in seiner Nähe, lernte von den göttlichen Wesen oben Reis essen, kochen und bauen und stieg dann an einer langen Schlingpflanze wieder zur Erde herab. Wie eng Himmel, Erde, Wasser und Wassertiere in Verbindung stehen, beweist der Anfang der Eidesanrufungen bei den Ceramesen (v. d. Crab, De Moluksche Eilanden, S. 219), welcher lautet: Himmel, Erde, Mond, Sonne, Abendstern, Morgenstern, 9 Drachen, 9 Tiger, 9 Krokodile, 9 Haifische, 9 Patola-Schlangen, 9 Tausendfüße, 9 giftige Schlangen, Meere, Flüsse, Pockenseuche, wenn ich Falsches aussage, usw.

6. Die Völker des zentral- und ostasiatischen Festlandes.

Betrachten wir zunächst die Drawidastämme Vorderindiens, welche ethnographisch und sprachlich isoliert stehen. Die Mundao-Kolh (südlich vom mittleren Ganges) erzählen (L. Nottrott, Die Goßnersche Mission bei den Kolhs, Halle 1874, S. 59f., vgl. auch Andree, S. 25): Als Singbonga (ihr höchster Gott, bisweilen mit der Sonne identifiziert und dann Gatte des Mondes, Vater der Sterne) die Menschen schuf, machte er zuerst aus Erde die Gestalt eines Kindes. Aber ein Pferd stieß die Figur um. Darauf schuf er einen Hund, um das Pferd abzuwehren, und hauchte der Figur Leben ein. Auf diese Weise schuf er dann auch ein Mädchen[1]. Diese zum Guten geschaffenen Menschen wurden aber bald böse, sie wollten sich nicht waschen und nicht arbeiten, sondern immer tanzen und sich betrinken. Derhalb erzürnte er sehr und sandte eine große Flut; Sengle-Daa, d. h. Feuerwasser,

1) Vgl. oben den australischen Mythus.

ließ er vom Himmel strömen, daß alle Menschen starben. Nur zwei, ein Bruder und eine Schwester, verbargen sich unter einem Tirilbaum und wurden gerettet. Das Holz dieses Baumes sieht sehr dunkel aus, wie verkohlt. Das, sagen die Leute, ist die Folge jenes Feuerwassers. Aber Gott wollte nicht, daß die Welt wieder unterginge. Darum schuf er die Schlange Lurbing (Andree, Flutsagen, S. 26), damit sie den Fluten ein Ende mache. Sie bläst ihre Seele zum Himmel empor und wird dadurch zum Regenbogen, der den Regengüssen Einhalt tut. So lange der Regenbogen am Himmel steht, ist die Schlange tot, erst nach dessen Verschwinden kommt sie wieder zum Leben. Daher die Rede der Mundari, wenn sie den Regenbogen sehen: „Lurbing ist zu Boden geworfen", oder „es wird nicht mehr regnen, weil Lurbing den Regen vernichtet hat". Die Urau (Oraan) erzählen: Die Flut hatte alle Menschen vernichtet, nur ein Bruder und eine Schwester verbargen sich in den Reisfeldern des Dorfes Lerasita in Chutia Nagpur in der Höhle eines großen Krebses. In Lerasita zeigen sie noch einen großen stuhlähnlichen Stein, auf den sich der Gott, nachdem er zu den beiden Menschen heruntergestiegen, gesetzt haben soll.

Dieser Mythus vom Feuerwasser erinnert an den Doppelbericht einer Weltzerstörung durch Feuer und Wasser, wie wir ihn auch bei anderen Völkern fanden; ein anderer Mythus der Munda, welchen Nottrott anschließt, muß deswegen auch hier erwähnt werden, obwohl ihn Nottrott (S. 29) historisch zu deuten versucht, die Erzählung von den 12 Götter-Brüdern Asur, die in den Bergen Eisen schmolzen und eine solche Hitze erregten, daß Menschen und Tiere, ja Singbonga selbst in größte Not geriet: er sandte Vögelpaare, 2 Finkenarten, dann Lerche und Rabe, 2 Geier zu den Asur, die aber jene Vögel verunstaltet und

verfärbt zurückschickten (manche Färbung des Gefieders, manche Form des Schnabels, des Schweifes werden dadurch erklärt), bis endlich Singbonga durch eine weitläufige List die Asur besiegte und ihre Weiber in böse Geister verwandelte.

Den Ueberblick über die mongolischen Völker beginnen wir mit den südlichsten derselben, mit den Bewohnern der Nikobaren und Andamanen, die ein den hinterindischen Sprachen verwandtes Idiom sprechen und daher ohne Zweifel von diesen Völkern abstammen.

Auf den Nikobaren war der Flutmythus bekannt, denn eine Legende, welche v. Roepstorff[1] von Groß-Nikobar erzählt, beginnt: Dann stieg Gott zur Erde nieder und suchte Menschen; da waren keine Menschen, Fluten hatten sie alle fortgeschwemmt, außer einem im Dschungel lebenden Mann, dem Sohn eines Geistes. Aus seiner Rippe machte der Gott ein Weib für den Mann in allmählicher Arbeit. Eine ganz ähnliche Mythe von den Nikobaren erzählt Rint, Die nikob. Inseln, S. 177. Der Schluß einer anderen Legende lautet ebendaselbst S. 242: Der siegreiche Halbdämon Tiomberombi ißt nach erreichtem Sieg, aber Schwiegermutter und Frau, denen er von seinen Siegen zu reden verboten hatte, plaudern doch, da bricht die Insel, auf der sie sich befinden, entzwei und sinkt; alle schreien auf und ertrinken.

Auch auf den Andamanen lebt der Flutmythus. E. H. Man erzählt ihn folgendermaßen (On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Isiands, by Edw. Hor. Man, London 1883, S. 96; cf. Andree, Die Flutsagen, S. 27): Im Anfang schuf Puluga, der Hauptgott, den Tômo,

1) F. A. de Roepstorff, A Dictionary of the Nancowsy dialect of the Nicobarese Language, Calcutta 1884, S. 243f.

den ersten Andamanen, schwarz, im Dschungel lebend von den Früchten der Bäume, die ihn Puluga kennen lehrte. Er schuf ihm auch sein Weib, oder, nach anderen Berichten, Tômo sah sie in der Nähe schwimmen und rief sie zu sich; oder, nach einem dritten Bericht, sie kam unbekannt woher, schwanger, auf die kleine Insel Kyd (nördlich von Port Blair) und gebar dort mehrere Knaben und Mädchen; diese letzteren oder nach den anderen Mythen Tômo und sie. wurden die Stammeltern der Tômola; so hießen die Bewohner der Inseln bis zur Zeit der Sintflut. Tômo fiel in das Meer und wurde in einen Kaschelot, seine Frau mit ihren Kindern, die ihn suchten, in Krabben und Iguanen verwandelt. Die Tômola aber wurden Puluga ungehorsam, so daß dieser sie nicht mehr besuchte, und endlich in seinem Zorn eine große Flut sandte, welche das ganze Land — nach einer Version mit Ausnahme des Sattelberges auf der Nordinsel, wo Puluga gerade verweilte — bedeckte und alle Menschen tötete bis auf zwei Paare, die sich gerade in einem Kahn befanden und dadurch dem Tod entgingen. Feuer erhielten sie von Pulugas Feuer durch einen Vogel, der ihnen ein brennendes Scheit von dort zuwarf; er war der Geist eines ihrer bei der Sintflut ertrunkenen Verwandten. Um letztere zu rächen, beschlossen sie, Puluga zu töten; dieser aber, unverwundbar, warnte sie vor einem Angriff gegen ihn, der nur die Sintflut von neuem herbeiführen werde. Und so soll, nach einer anderen Mythe, die Sintflut durch den Zorn und Angriff eines gegen Puluga erzürnten Weibes entstanden sein (ebenda S. 99 f.). Der Regenbogen gilt (ebenda 86, § 14) für ein schwingendes (dancing) oder tönendes Brett — also wohl als der „Saum des Himmels“ — welches, wenn es erscheint, Krankheit oder Tod bedeutet. Stürme, Donner (S. 85, § 11) gelten als Zeichen von Pulugas Zorn,

die Winde sind sein Atem, die Blitze Feuerbrände, die er gegen seine Feinde schleudert.

Eine unsichtbare Rohrbrücke verbindet die Erde und den östlichen Himmel (Man, S. 94, § 25); über sie gehen die Seelen der Gestorbenen ins Paradies, oder, wenn sie Todsünden begangen haben, wie Mord, in den Strafort, der kalt ist. — Auf den Nikobaren werden die Toten mit dem Wasser der Kokosnüsse gewaschen (Ind. Antiqu. 7, 1902, 235). An dieser Brücke wohnen viele böse Geister in Gestalt schwarzer langgeschwänzter Vögel (Man 105, § 33); wie überhaupt die Vögel auf beiden Inselgruppen eine große Rolle spielen: auf der nikobarischen Votivtafel bei Roepstorff schweben über dem einheimischen Schiff drei „Seeadler". Um die bösen Geister, die sehr schädlich sind, zu vertreiben, fängt man sie auf den Nikobaren in Körben ein, die dann auf einem besonderen Schiff, dem „Geisterschiff", weit in den Ozean hinausgetrieben werden (Roepstorff, Vocabulary, 32, vgl. auch Swoboda in Ind. Ant. 6, 11). Sonne (weiblich) und Mond (männlich) sind verheiratet; ihre Kinder sind die Sterne, von denen die einen männlich, die anderen weiblich sind.

Für das Alter dieser Erzählungen, für ihre Originalität ist die Mitteilung Mans (S. 89, § 4) wichtig, daß sie auf den Andamanen bei allen Stämmen verbreitet sind; sowie ferner, daß wir bei ihnen sehr viel Uebereinstimmung mit den Sagen der Nikobaren finden.

Bei den Karenni (Karenen) nördl. vom Golf von Martaban an dem Westufer des Salween, fand der Missionar Francis Mason zwar keine „direkten Traditionen", aber doch „indirekte Anspielungen" in ihren Fabelerzählungen, von denen er zwei Beispiele gibt[1], erstlich: „es

1) Der Karenen-Apostel usw., aus dem Englischen, Berlin 1855, S. 136.

donnerte, dann folgten Stürme; es regnete drei Tage und drei Nächte und die Gewässer bedeckten alle Berge"; zweitens: vor Alters, da die Erde vom Wasser überschwemmt war, bestiegen zwei Brüder in ihrer Not ein Floß. Das Wasser stieg und stieg, bis es an den Himmel reichte; da erkletterte der jüngere Bruder einen Mangobaum, den er niederhängen sah und aß; aber die plötzlich fallenden Wasser ließen ihn auf dem Baum zurück. Auch der Mythus auf S. 147 f. klingt an: Gott wollte rückkehrend über das Meer von verschiedenen Stämmen geführt werden, alle lehnten es ab, nur ein weißer Fremdling, der jüngste Bruder, war bereit, hatte aber keinen Kahn; da wurde von Gott der Hut des Weißen in ein goldenes Schiff verwandelt — bei den Dayaken (Rhein. Miss.-Berichte, 1851, No. 15) fahren die Toten in eisernen Schiffen über das Meer ins Jenseits — auf ihm führten sie Gott nach Westen. Er segnete sie, den anderen Völkern aber bestimmte er Strafen. Bei einem in Tenasserim wohnenden Stamm der Karen, bei den Sgau, ist übrigens die mosaische Erzählung von Adam und Eva, sowie vom ersten Sündenfall, verbreitet (Fr. Mason, Burmah its people and natur. productions, Rangoon 1860, S. 478).

Bei den Shan (W. R. Hillier, Notes on the manners etc. of the Shan states, Ind. Antiqu., 21, S. 121) wurde die Erde von weißen Ameisen in die Höhe gebracht aus enormen Tiefen: neun Geister kamen von oben und ordneten die Welt, zu unterst die Erde, dann Wasser, dann der Himmel; die Erde lag tief im Wasser. Zuerst von ihr trat der große Berg hervor, den sieben kleinere umgaben; drei vom Himmel kommende Götter schufen die Menschen und die übrigen Lebewesen. Nach Temple, dem Herausgeber des Ind. Antiq., geht der Ursprung der Erzählung vielleicht auf buddhistischen Einfluß zurück.

Nach Cupet (Mission Pavia, 3, S. 350) haben die Banar einige Begriffe von der Sintflut, von der Sprachverwirrung und der Zerstreuung der Menschen, was in dieser Fassung nur auf westlichem Einfluß beruhen kann. Doch erzählt Cupet in seinen Reisen zu den wilden Völkerschaften des südlichen Annam (Tour de Monde, 1893, S. 139 f.) von zwei sehr mächtigen Zauberern oder Heiligen, die durch mächtige Talismane ihren großen Einfluß hatten: der eine war Herr des Feuers, der andere des Wassers, der letztere wollte sich an übelgesinnten Nachbarn rächen und ließ eine Sintflut kommen; alle Menschen starben, nur er rettete sich in einem Tamtam, in welchem er ungemessene Zeit hindurch in völliger Einsamkeit auf den Wassern schwamm, daher keiner seiner Nachfolger je wieder eine solche Flut veranlaßte. Auch findet sich in Annam (S. 141) ein heiliger See, der nachts entstand und viele Ortschaften, Menschen und Herden verschlang. Lange war die Gegend unbewohnt und auch wird der See weder befahren noch in ihm gebadet aus Furcht vor den Geistern der Tiefe. Und solche Mythen von großen Ueberflutungen findet man auch bei verschiedenen Stämmen der Moi sowie der Changrai, bei denen französische Missionare einen dem biblischen ähnlichen Sintflutmythus fanden (Bastian, Beitr. zur Kenntnis der Gebirgsstämme in Kambodia, Zeitschr. f. Erdkunde, Berlin, 1, 35), welchen sie, wie auch die hier heimische Beschneidung, auf westasiatische Einflüsse zurückführen wollten. Bastian will beides aus den Einflüssen des Kulturstaates der Tsiampa erklären. Allein Beschneidung ist bei den malaiopolynesischen Völkern sehr verbreitet, und die schon erwähnten Mythen von anderen dieser Völker machen hier selbständige Flutmythen sehr wahrscheinlich.

Auch die Lappen haben einen Sintflutmythus, den

uns Prof. Friis nach Högström folgendermaßen erzählt (J. A. Friis, Lapspisk Mythologi, Goentyr og Folkesagn, Christ. 1871, S. 167 f.): „Welche Vorstellungen die alten Lappen von den früheren Schicksalen der Erde hatten, läßt sich nicht sagen. Doch scheint eine Idee, sagt Missionar L. Laestadius, sehr verbreitet gewesen zu sein, die auch jetzt vielleicht nicht ganz verschwunden ist, daß nicht nur ganz Skandinavien eine Insel war, woher einige der höchsten Fjelde ihren Namen haben, wie Suolo čielgge, Inselrücken; Sului čielbma (Sulitjelma), Tor der Inseln, sondern daß auch die ganze Erde eine große Insel war, die auf einem großen Meer hin und her schwamm.“ Hierauf gründet sich wohl auch eine weitere Vorstellung, die von einer großen Wasserflut, von der Högström eine Sage mitteilt, die original lappisch zu sein scheint.

Als ich sie fragte, erzählt Högström, woher ihre Väter in ihr Land eingewandert seien, und ob sie hier schon andere Bewohner getroffen hätten, antworteten sie, daß sie über das erste nichts wüßten, daß sie aber annähmen, es habe hier und an verschiedenen anderen Stellen schon ein Volk gewohnt, ehe Gott die Erde umstürzte. Es war nämlich eine Zeit, in der Jubmal (Yumala) die ganze Welt auf und nieder drehte, so daß das Wasser der Ströme und der Meere über das Land floß. Da ertranken alle Menschen bis auf einen Knaben und ein Mädchen. Diese nahm Gott unter die Arme und trug sie auf ein hohes Fjeld, welches daher basse varre, das heilige Fjeld, heißt. Als die Gefahr vorbei war, ließ sie Gott ihre Wege gehen. Sie trennten sich und jeder ging seinen Weg, in der Absicht, zu sehen, ob sie noch irgend andere Menschen, als sich selbst, träfen. Nachdem sie 3 Jahre umhergewandert waren, trafen sie wieder zusammen und erkannten sich wieder. Darauf trennten sie sich von

neuem; es vergingen 3 Jahre, bis sie sich wieder trafen. Nun kannten sie einander. Aber da sie einander zum dritten Male trafen, nach weiteren 3 Jahren, konnten sie sich nicht mehr kennen. Darauf blieben sie zusammen und zeugten Kinder, von denen alle Menschen abstammen, die jetzt auf Erden leben. E. Rae, The white See peninsula, London 1881, S. 277, gibt diesen Bericht nach Friis; er ist der Ansicht (261), daß Friis vielfach aus Schefferus (1673) geschöpft habe.

S. Patkanov erzählt in seinem Werke: Die Irtysch-Ostyaken und ihre Volkspoesie, 1. Teil, St. Petersburg, 1897, S. 134 f., eine Sage der Ostjaken über die Sintflut, die er im Temtjatschevschen Wolost aufzeichnete. Pairâxtà (Sohn des höchsten Gottes der Ostjaken, des Turim, des Beherrschers des Weltalls, S. 99) erfuhr von seinem Vater, es würde bald eine Sintflut entstehen, welche den größten Teil der Erde bedecken würde. Um sich und seine Familie zu retten, fing er an, ein großes Schiff zu bauen und war deshalb immer abwesend. Seine Frau, die die Ursache seiner Abwesenheit nicht kannte, trauerte darüber nicht wenig. Sie zu trösten, erschien ein Teufel (kut), welcher zu ihr bald in ein näheres Verhältnis trat. Er riet ihr, anstatt zu trauern, ihren Mann tüchtig mit Wein und Bier zu bewirten, er würde auf diese Art leicht sein Geheimnis preisgeben. So tat sie auch und erfuhr, daß das Schiff, welches er schon dreißig Jahre baute, fast fertig war. Der Teufel, der hinter der Tür lauschte, vernahm diese Worte, eilte schnell zu dem Schiffe und zerstörte das mühsame Werk des Pairâxtà. Als dieser seinen Rausch ausgeschlafen hatte und zu seinem Schiffe kam, fand er es in Stücken und war darüber trostlos, besonders da die Zeit herannahte, da die Sintflut beginnen sollte. Er flehte zu Gott, seinem Vater, um Beistand, und mit

dessen Hilfe gelang es ihm, das Schiff in drei Tagen wieder herzustellen und sich und die Seinigen vor dem Wasser zu retten.

Einige Leute, die das Fahrzeug bauen sahen und ein solches selbst zu zimmern nicht verstanden, machten aus Baumstämmen Flöße, auf denen sie sich zu retten versuchten. Sie wurden von den Wogen in verschiedene Länder getragen. So versichern die Bewohner der Trenkinschen Jurten (bei Samarovo), sie wären um diese Zeit aus dem Surgutschen Kreise zu ihrem jetzigen Wohnsitze geflößt worden. Möglich, daß sie recht haben können; erstens, weil sie in ihrem Typus sich von den benachbarten Ostyaken unterscheiden und eine gewisse Aehnlichkeit mit den Samoyeden besitzen, und zweitens, weil in diesem flachen Lande jeden Frühling Ueberschwemmungen stattfinden, die in manchen Jahren sehr bedeutende Dimension erreichen. Als Beweise für die Sintflut gelten in den dortigen Gegenden Ueberreste von Schiffen auf der erhöhten Terrasse des rechten Irtysch-Ufers.

Auch die mongoloiden Stämme Zentralasiens haben den Sintflutmythus; so die Leptša, deren Religion in Animismus und in einer Art von Schamanismus besteht (Fr. J. D. Hooker, Himal. Journ., London 1855, 1, 126), während die Limbu einen höchsten Gott anerkennen (ebenda 129). Erstere erzählen von dem in Darjiling sichtbaren Berg Tendong, welchen die Engländer, seiner Gestalt nach, Ararat nennen, daß auf seinem Gipfel sich ein Mann und eine Frau retteten, als Sikkien von einer großen Flut bedeckt war (ebenda 2, 30, cf. 1, 119). Sam. Turner, dessen Reise in das Jahr 1783 fiel, berichtet nach den Erzählungen der Grenzbewohner Butans und Tibets, daß Tibet in früheren Zeiten ganz überschwemmt gewesen sei. Die Entfernung des

die ganze Oberfläche bedeckenden Wassers wird der wunderbaren Einmischung eines ihrer Götter, Gya, zugeschrieben, dessen Haupttempel zu Durgendin gewesen sein soll. Aus Mitleid mit den wenigen Eingeborenen, die Tibet damals hatte, und die nicht viel besser als Affen waren, zog Gya das Wasser nach Bengalen ab und machte die armselige Rasse, die das Land nachher bevölkern sollte, durch Lehrer, die er ihr sendete, menschlicher. In diesem Glauben der Tibetaner, fährt Turner fort, der zu allgemein ist, als daß man ihn verwerfen könnte, entdeckt man ohne Schwierigkeit starke Spuren der allgemeinen Ueberschwemmung, ungeachtet die Tradition, wie sich natürlich erwarten läßt, durch Fabeln verdunkelt und durch eine Mischung von Ungereimtheiten entstellt ist (Sam. Turner, Gesandtschaftsreise an den Hof des Taschoa Lama, Hamburg 1801, S. 259; Andree S. 24).

Auch bei den verschiedenen Stämmen der Loto im südwestlichen China finden wir Mythen von großen Ueberflutungen (Journ. Anthr. Inst., 1903, 103).

Bei den Lebed-Tataren (50 N 90 E) hörte W. Radloff (1, 360) folgende „Sage von der Erschaffung der Welt“: Zuerst war alles Wasser und nirgends war Erde. Da schickte Gott einen weißen Schwan zum Wasser und ließ sich einen Schnabel voll Wasser heraufbringen. Weil ihm aber beim Tauchen ein wenig Erde am Schnabel hängen geblieben war, so blies der Schwan die Erde von seinem Schnabel; diese fiel in kleinen Stäubchen aufs Wasser und schwamm auf dessen Oberfläche; diese Stäubchen vergrößerten sich und breiteten sich immer mehr aus, so daß sich zuletzt das Land bildete. Doch das Land war flach und platt. Da schickte Gott einen zweiten Vogel zur Erde nieder, der mit dem Schnabel in dem Lande wühlen sollte. Dadurch bildeten sich auf der

Erde Berge und Täler. Dem Teufel aber gefiel das schöne, baumlose Land nicht und er brachte den Schwarzwald mit seinen Sümpfen hervor, auf dem die Leute kaum ihr Leben erhalten können und arm sind. Zuerst schuf nun Gott einen Menschen, der ganz allein auf der Erde lebte. Es war ein Mann. Als er einst schlief, berührte der Teufel seine Brust; da wuchs ihm ein Knochen aus den Rippen, der fiel zur Erde, als er länger geworden, und aus diesem entstand die Frau.

Ob hier vielleicht einiges aus den hebräischen Schöpfungsberichten eingedrungen ist? Doch ist eine beachtenswerte Aehnlichkeit mit einigen Aino-Mythen, welche Rev. John Batchelor, Missionar der Aino (The Ainu and their folklore, London 1901, S. 448—451) erzählt: Gott schuf den Schwan als den Engel des Paradieses. Nun waren die Ainu verderbt und bekriegten und töteten einander, so daß zuletzt nur noch ein kleiner Knabe hilflos übrig war. Ihn erzog ein fremdes, plötzlich kommendes Weib, heiratete ihn später und beide bevölkerten die Welt miteinander; sie war der göttliche Schwan, und dieser rettete und regenerierte das Volk der Ainu. Eine andere Mythe der Weltschöpfung stimmt noch näher zu dem Schöpfungsmythus der Lebedtataren. Sie lautet bei Batchelor, S. 35—37: Als Gott die Welt schuf, schuf er die Bachstelze, um ihm zu helfen. Damals aber war die ganze Welt eine Mischung von Wasser und Erde, ein großer Sumpf und rings um sie her Tod und Schweigen. Alles war kalt und unbelebt. Die Bachstelze vermochte es nun, durch Flattern über das Wasser und Aufspringen auf den Schlamm beides voneinander zu trennen, den Schlamm als Erdreich vom Wasser als Meer; so erhob sich der Schlamm allmählich aus dem Wasser und wurde zur festen Erde. An Poly-

nesisches erinnert eine andere Mythe, die von einem großen Fisch (oder Schildkröte) erzählt, welcher die Erde im Meer trägt (ebenda 55) und so groß ist, daß ihn nur die Götter aus dem Wasser ziehen konnten. Die Menschen töteten ihn.

Auch die Itelmän, die Kamtschadalen, Bewohner der Küsten und des ganzen Südens Kamtschatkas, „wissen", sagt G. W. Steller (Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, 1774, S. 243; Steller reiste 1741) „auch von einer Sündflut und mächtigen Ueberschwemmung des ganzen Landes zu erzählen". Sie trat ein, als ihr Hauptgott Kutka, der Schöpfer, sich von ihnen entfernt hatte. Eine große Menge Menschen kam um, andere retteten sich auf Flöße, die sie erbauten, und mit denen sie auf dem Wasser umherfuhren, bis es sich verlief und ihre Flöße oben auf den hohen Bergen sitzen blieben. Diese Menschen wurden gerettet; alle anderen kamen im Wasser um.

In den „Beiträgen zur Kenntnis des Russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens", 4. Folge, Bd. 1, 1893, S. 618, gibt uns Baron Gerh. Maydell[1] folgende Flutgeschichte der Tschuktschen, die ihm im Frühjahr 1870 am Cap Erri von einer Gesellschaft Tschuktschen erzählt wurde: „Es sei zu Anfang nur ein Mann und eine Frau geschaffen worden, von welchen alle Menschen abstammten. Die Menschen seien aber mit der Zeit sehr böse geworden; da habe der gute Geist zur Strafe einen furchtbaren Schneesturm über das bis dahin unzerteilte Land kommen lassen. Dieser Sturmwind habe nicht nur die meisten Menschen getötet und die anderen weit zerstreut, sondern er habe auch das Land zerrissen und weit

1) Reisen und Forschungen im Jakutskischen Gebiet Ostsibiriens in den Jahren 1861—71.

auseinandergeworfen. Dadurch sei das Land der Kergaulen, die Koljutschin-Bucht, das Wrangell-Land, die Bäreninsel und andere Länder entstanden, aus den zerstreuten Menschen aber hätten sich die verschiedenen Völker: Tschuktschen, Lamuten, Jäkagern, Russen und andere gebildet.

8. Amerika.

Gehen wir nun nach Amerika, so sind die Eskimo ziemlich reich mit Flutmythen versehen. So berichtet E. W. Nelson (18. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnology, Part I, 1888, S. 452) folgende Legende der Eskimo von Norton Sund (St. Michael): „In den ersten Tagen war die Erde überflutet, mit Ausnahme eines sehr hohen Berges in der Mitte. Das Wasser stieg vom Meer auf und bedeckte alles Land außer dem Gipfel jenes Berges; nur wenige Tiere wurden gerettet, indem sie an dem Berge emporstiegen. Ein paar Menschen retteten sich dadurch, daß sie in ein Umiak (Boot) stiegen und von Fischen lebten, bis das Wasser nachließ. Als endlich die Fluten sanken, gingen die Geretteten auf den Berg, um da zu leben, indem sie gelegentlich zur Küste herabstiegen; auch die Tiere kamen herab und bevölkerten die Erde mit ihrer Art. Während der Flut schnitten die Wogen und Strömungen in die Oberfläche des Landes Löcher und Gräben und so blieb das Land beim Rückzug der Gewässer, wie es heute ist.“ Ganz ähnliche Legenden sind nach Nelsons Bericht weit verbreitet unter anderen Eskimo der Beringküste. Ferner berichtet Jacobsen (Reise in d. nordwestl. Amerika, 1884, S. 252) eine Erzählung von Eingeborenen von der Prince of Wales-Halbinsel, daß in alter Zeit ein Erdbeben, mit einer starken Flut verbunden, eingetreten sei, bei dem nur Einzelne sich in ihren Booten

auf die Spitzen der höchsten Berge retten konnten (vgl. auch Andree, Flutsagen, S. 70). Ganz das Gleiche berichtet Franz Boas von den Zentraleskimos Nordamerikas (6. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnology S. 637) und E. Petitot von den Tchiglit-Eskimo an der Mündung des Mackenzie und des Anderson (Voc. Franç. Esqim., Dial. des Tchiglit; précédé d'une Monograph. de cette tribu, S. I—XXXVI). Die Erzählung der Eingeborenen lautet nach Petitots abkürzender Wiedergabe (S. XXXIV): Einst, im Frühling, erhob sich infolge eines heftigen Regens und Ueberflutung des Meeres eine mächtige Ueberschwemmung der Erdoberfläche, zum allgemeinen Entsetzen: der Sturm riß die Wohnungen der Menschen fort. Man band mehrere Barken aneinander. Die Wogen überfluteten die Felsenberge, ein großer Wind trieb sie über die Erde; die Menschen trockneten sich wahrscheinlich an der Sonne. Nach kurzer Zeit verschwanden die Welt und die Erde; die Menschen starben an entsetzlicher Hitze oder in den Fluten. Die Menschen jammerten. Entwurzelte Bäume waren das Spiel der Wogen. Die Menschen hatten ihre Barken aneinander gebunden und zitterten vor Frost. Ach! sie hätten sich ohne Zweifel im Zelte zusammengekauert. Dann warf ein Mensch, ein Zauberer (Schamane), Sohn der Eule genannt, seinen Bogen ins Meer und rief: „Wind, es ist genug, schweig!“ Dann warf er seine Ohrgehänge ins Wasser. Genug. Das Ende kam. (Monographie, S. 26; Vocab. S. XXXIV.) Beachtenswert hierbei ist, daß in dieser Erzählung die Eingeborenen ihr Paradies, d. h. den Aufenthalt ihrer abgeschiedenen Vorfahren auf den Grund des Meeres versetzen (24, XXXII) und daß sie ferner an eine riesige Schlange glauben (25, XXXIII). Beachtenswert sind auch die Erzählungen von dem Himmelsgott, der den Menschen meist als Rabe erscheint und dessen Paradies

im Himmel liegt; er hat die Welt aufgebaut, und aus einer Schote einer Erbsenpflanze, die er gemacht hatte, kam ohne sein Wissen der erste Mensch hervor; später schuf der Rabe dann alle Tiere und Pflanzen (E. W. Nelson, a. a. O. S. 452f.).

Vom unteren Yukon berichtet Nelson (a. a. O. S. 482f.) folgende Erzählung: Im Anfang war von Wasser und Eis die ganze Erde bedeckt; Menschen fehlten. Damals kam ein Mann von dem fernen Ufer des großen Wassers und machte Halt an den Eishügeln, da wo jetzt Pikmiktalit liegt, indem er einen weiblichen Wolf zur Frau nahm. Sie bekamen viele Kinder, stets paarweise einen Knaben und ein Mädchen. Jedes Paar hatte seine eigene Sprache, ganz verschieden von der der anderen. Jedes Paar wurde dann in verschiedene Gegenden ausgesandt, fern und nahe den Eishügeln, welche, als sie schmolzen, mit ihrem Wasser Schluchten und Flußbetten hervorbrachten und so die Erde mit ihren Strömen machten. Die Zwillingspaare bevölkerten die Erde und verbreiteten ihre Sprachen über die ganze Erde, welche dadurch vielsprachig wurde bis auf den heutigen Tag.

Auch unter den Tinné-Indianern sind die Sintflutmythen sehr verbreitet, über die wir die genauesten Mitteilungen wieder Petitot verdanken, der sie kürzer in der Monographie der Dènèdindjée, ausführlicher in den beiden Ausgaben der Indianer-Legenden West-Canadas mitgeteilt hat[1]. So lautet die Mythe bei den Tšippewe (Ind.-Leg. S. 375f.; Monogr. S. 74, erzählt von einem Gelbmesser-Indianer 1862): Nach einem sehr langen und schneereichen Winter, der die ganze Erde mit Eis und Kälte bedeckte, bemühten sich die Tiere vergebens, den

1) Tradit. Indiennes du Canada N. Ouest, textes originaux et tradit. littérale.

Schlauch, der die Wärme enthielt, — Luft, Wärme, Schnee, Sturm usw. waren in verschiedenen Schläuchen aufgehängt — zu öffnen. Endlich gelang dies der Maus: aber durch die plötzlich ausströmende Wärme wurde sofort die ungeheuere Masse des überall lagernden Schnees geschmolzen, die Schmelzwasser überschwemmten die Erde, sie stiegen immer höher und überfluteten auch die höchsten Berge. Ein kleiner, weißhaariger Greis riet, ein großes Kanoe zu bauen, um sich darauf zu retten, wurde aber von den anderen ausgelacht; diese wollten die Bäume, die Berge besteigen, aber das Wasser stieg mit großer Geschwindigkeit. Die Erde verschwand ganz, und alle Menschen, Tiere und Vögel kamen um. Nur der kleine Greis blieb am Leben: er rettete von allen Tieren und Vögeln ein Paar und fuhr in seinem Schiff weiter, um der Flut zu entgehen. Er hieß „der Großvater" oder „der Greis". Aber bald konnte er vor Erschöpfung kaum noch weiter. Die Tiere tauchten unter, um die Erde wieder aufzufinden, aber vergeblich, selbst der weither fliegende Adler und die Taube vermochten es nicht, doch brachte die Taube von weiterem Umherfliegen einen grünen Tannenzweig mit. Endlich brachte die kleine Taucherente etwas Schlamm mit empor: sie erhob die Erde, sie erneuerte die Erde.

Ganz denselben Mythus haben die Hasenfellindianer (Petitot, Ind. Legenden von Westcanada, 146; Mon. 80); der Greis heißt hier „der Verständige", das Einsammeln der Tierpaare, das Untertauchen nach der verschwundenen Erde ist das gleiche, nur daß den erdbildenden Schlamm der Biber mitheraufbringt. Auch fehlt es nicht an anderen Zügen: den Tod der Menschen veranlaßte die Rache des Raben, den der Verständige, um ihn für seine Schlechtigkeit zu strafen, ins Feuer geworfen hatte (Monogr., Deme

Dindjie, 80). Weitere Abweichungen, die alle anzuführen zu weit gehen dürfte, gibt Petitot (Ind. Leg., S. 148 f.). Mit diesen Berichten stimmen auch seine Angaben von den Loucheux (unterer Mackenzie) wie er sie Monograph. S. 89 gibt, gut überein; seine ausführlicheren Erzählungen (Littér. popul. de toutes les nations, Tome XXIII, S. 30 f. und Tradit. Ind. du Canada N.-Ouest, S. 22—26) sind nicht klar. Der Rabe spielt auch hier eine dem Menschen feindliche Rolle. Die Loucheux wie die Hasenfellindianer erzählten, so gibt er (Monogr. 89) an, daß das Wasser der Flut in einen Erdschlund, in das Innere der Erde abfloß. Die Erzählung dagegen, welche er von den Hundsribbenindianern mitteilt (Tradit. Ind. du Can. N.-Ouest, 319 f.), ist selbständiger und von Interesse: Ein Jüngling wurde von einem Seeungeheuer verschlungen und litt große Qualen von der inneren Hitze des Untiers, bis es seiner Schwester durch eine List gelang, ihn aus dem Bauch wieder hervorzuziehen. Der hierdurch erzürnte Walfisch schlug mit seinem Schwanz so heftig auf das Meer, daß die dadurch entstehenden Wellen die ganze Erde überschwemmten und alle Menschen töteten. Nur der Jüngling und seine Schwester blieben am Leben.

Auch die Stämme, die südlich von den Eskimos, den Küsten des Ozeans benachbart, Britisch Columbia und Californien bewohnen, haben den Mythus, so die Tlinkit (Koloschen), die Bilχûla, die Tolowa; auch Gatschets Tualabi (Transactions Anthropol. Soc. Washington, prepar. by J. W. Powell, Wash. 1881, S. 60 f.) gehören hierher. Ueber die Mythen der Tlinkit haben Wenjaminow (in russischer Sprache), Lütke und Aur. Krause berichtet, alle nach direkten Berichten der Eingeborenen, Krause nach dem eines alten, erblindeten

Indianers, den er in Tschilkut am Nordende des Lynkanals traf (Krause, Die Tlinkit-Indianer, 1885, S. 256 f.). Und wie wir den Raben schon in verschiedenen Sintflutmythen des arktischen Amerikas angetroffen haben, so sehen wir, ist er auch hier die Hauptperson des Mythus. Jelch, der Rabe, war auf wunderbare Weise geboren, infolge eines Meerkiesels, den seine Mutter auf den Rat eines unbekannten Mannes verschluckte. Seine Mutter stand mit ihrem Bruder, der ihre Söhne getötet hatte, in Feindschaft. Auch Jelch stand der Bruder nach dem Leben und bereitete ihm deshalb Gefahren, aus denen Jelch aber entkam; zuletzt sollte er dem Oheim einen Tintenfisch fangen. Als er ihn brachte, warf er ihn seinem Oheim zu Füßen. Da schwoll der Tintenfisch so an, daß er das ganze Haus erfüllte. Zugleich stieg das Wasser, die Flut drang herein und alle Menschen kamen um. Jelch aber und seine Mutter wurden gerettet: Jelch hatte einen großen „Himmelsvogel“ erlegt und führte den Balg desselben immer bei sich, weil er, wenn er ihn anzog, fliegen konnte; seiner Mutter hatte er den Balg einer Ente gegeben, so daß sie schwimmen konnte. So flog Jelch, als das Wasser stieg, zum Himmel, an dem er sich mit seinem Schnabel aufhängte und zehn Tage hängen blieb, die Flut aber berührte seine Füße. Er soll entweder auf einen Haufen Seetang gefallen sein, oder, nach einem zweiten Bericht bei Wenjaminow (Zeitschr. f. Ethnographie, 2, S. 374), auf die Königin Charlotten-Insel: von hier brachte er in seinem Schnabel einige fruchtbare Zweige der Tschaga oder Riesentanne mit, die, wo er sie fallen ließ, anwuchsen, daher dieser Baum jetzt im Küstenarchipel zerstreut vorkommt. Dies ist von Wert, da er, wie die große Pappel auf Kamtschatka, das unschätzbare Material

zu den einstämmigen Booten liefert. Jelch brachte auch die Sterne, sowie Sonne und Mond an den Himmel (Zeitschr. f. Ethnol. 2, 374 f.).

Gehen wir nach Süden, so kommen wir zu den mit den Kwakiutl verwandten Bilχûla oder, in verderbter Form des Namens, Bellakula, Bellakola (Boas, Mythol. of the B. C. Indians, Mem. of the Amer. Mus. of Natural History, Vol. II, 26), deren Sintflutmythe von Boas (Orig. Mitteil. der Ethnol., Abteilung der Kgl. Museen zu Berlin, 1885, 1. Jahrg., S. 179) erzählt und von Goeken, eb. 183 bestätigt wird. Masmasalânich — den Goeken als den „großen Geist" der Bilχûla bezeichnet — hatte Erde und Sonne durch ein langes Tau verbunden, welches beide in bestimmter Entfernung hält und verhindert, daß die Erde in den Ozean versinkt. Einst aber fing er an, das Tau zu strecken und zu dehnen, und infolge davon sank die Erde tiefer und tiefer, so daß die Gewässer alles Land bis zu den Gipfeln der Berge bedeckten. Ein furchtbarer Sturm erhob sich, und viele Menschen, die sich in ihre Boote gerettet hatten, kamen um, die anderen wurden verschlagen; nur ein Paar (Goeken) blieb übrig. Endlich verkürzte Masmasalânich das Tau, die Erde tauchte aus den Fluten hervor, und die Menschen verbreiteten sich wieder, wurden aber verschlagen und erhielten verschiedene Sprachen. Beim Verlauf des Wassers bildete Masmasalânich die Bäche und schuf die Lachse. So gibt den Mythus Boas nach mündlichen Berichten Eingeborener wieder. Er berichtet noch manches über die Bilχûla; allerdings nimmt er in seinem großen Werk über die Bella Coola von seinen Mitteilungen vieles zurück, und das Bild, welches er uns 1898 vorführt, ist ein vielfach anderes. Dennoch glaube ich, daß der Sintflutmythus,

den er 1886 gab, original und richtig ist, obwohl er ihn in seinem späteren Werk nicht wiederholt.

J. R. Swanton (Jesup Ind. Pac. Exped., Vol. V, 1; Contrib. to the Ethnol. of the Haida) gibt von den Haida einige Flutberichte, die aber ganz in das Anekdotenhafte verkürzt sind. Der zweite lautet (S. 215, No. 16): Die Kinder im Orte Tle spielten zusammen, einer unter ihnen aber gewann fortwährend, so daß die anderen ihn zu Boden warfen. Dabei aber entdeckten sie, daß er ein übernatürliches Wesen war. Früh am nächsten Morgen kamen große Wogen von der See, so daß sie auf die Berge fliehen mußten; alle ihre Kinder (?) kamen um. Sie wußten nicht, welch übernatürliches Wesen bei ihnen gewesen war, hielten ihn aber für „den Einen in der See", der auch sonst in den Sagen erwähnt wird. Von Interesse ist auch der Mythus vom Raben: Zuerst war die Welt ein ungeheurer Ozean, mit einem kleinen schwimmenden Gegenstand, auf dem der Rabe saß. Er sagte, er werde jenen zur Erde umwandeln, ließ ihn anwachsen und teilte ihn. Der kleinere Teil wurde Königin Charlotten-Insel, der größere das Festland (S. 207) usw.

Auch sonst sind die religiösen Vorstellungen der Haidas interessant. Die Welt ist von übermenschlichen und menschlichen Wesen bewohnt; für erstere wurde das Land zuerst geschaffen, sie bewohnen die Atmosphäre, den Ozean, die Wälder, Seen und Ströme. Von besonderem Interesse sind die mannigfachen, sehr zahlreichen Wassergeister, die meist als Fische erscheinen (17). Diese Wassergeister, ebenso aber auch die Landgeister (25) waren in Völker geteilt, die ihre obersten Führer hatten; kurz, die ganze Weltauffassung der Haida ist auf diese Belebung der Welt durch Geister begründet; sie sind überall, sie beherrschen alles, der Mensch kann sie nur durch List oder Opfer ge-

winnen; sie sind das, was der Mensch eigentlich in und von der Welt gewahr wird. Aehnliche Anschauungen haben auch die Thompson-(Messer-)Indianer, zu den Seliš gehörig, am Fraserfluß, bei deren Sintflut sich nur drei Menschen unter dem Schutz des Coyote retteten. Ihre Erde ist ganz von Wasser umflossen; ihr Seelenland liegt jenseits eines großen Wassers, über welches die Seelen hinüberfahren müssen. Die Steine sind verwandelte Menschen. (James Teit, The Thompson Indians, Mem. Amer. Mus. of Nat. Hist., Jesup Exped., Vol. II, S. 338 f.)

Sintflutberichte besitzen nach Missionar Eells (Americ. Antiqu. 1, S. 70—72) die Twanor an den Südwestufern des Pugetsundes. Hier wird erzählt, daß das Wasser bis zu den höchsten Bergen stieg — obwohl manche niedere Berge nicht überflutet wurden — doch fiel das Wasser, als es dem höchsten Gipfel nahe war, welcher deshalb noch heute den Namen des Fastener führt. Die Stricke der Kähne waren aus Zedern geflochten, die zum Teil durchschnitten in das Wasser geworfen wurden (vgl. oben S. 89 f den Bericht Wenjaminows). Ganz ähnlich ist der Mythus der Kanitschen auf der Südhälfte der Vancouverinsel (Journ. R. Anthrop. Soc., T. 37, S. 364). Auch die Klallam (J. de Fuca Straße), die Lummi (dem südl. Vancouver gegenüber), die Puyallop, die Yakima, Spokanez, Nez Percés, die Cayuses, die Flathead, Maka, Chemakum und Kuilleyutes haben den Mythus. Bei den Puyallop heißt der Berg, der nicht überschwemmt wurde, noch jetzt „das alte Land"; der alte Mann, der sich dorthin auf einem Floß rettete, entsandte eine Krähe, die zuerst wiederkam ohne günstiges Zeichen, dann aber ein Blatt mitbrachte (Eells a. a. O.).

Auch unter den kalifornischen Stämmen ist der Mythus verbreitet. Die Flut, so erzählte ein Weib des

Stammes 1869 in Crescent City, vernichtete alle Indianer bis auf ein Paar, welches gerettet wurde; die Seelen der ertrunkenen Indianer nahmen die Gestalten der durch die Flut ebenfalls vernichteten Tiere an, so daß diese der Erde verblieben (Barclay bei Steph. Powers, Tribes of California U. S. Geogr. ect. survey of the Rocky Mountain Req. Contributions to N. Amer. Ethnol., Vol. III, S. 40). Die Aschochimi oder Wappo, mit denen die Yuki verwandt sind, erzählen, daß durch die große Flut, die das ganze Land, auch die Berge bedeckte, alle lebenden Wesen vernichtet wurden, außer dem Coyote. Dieser wollte die Erde wieder bevölkern: hierfür sammelte er eine Menge Schwanzfedern von Eulen, Adlern, Habichten und Falken, durchzog mit diesen die Welt und suchte die Ueberreste der Indianerdörfer auf. Wo vor der Flut ein Wigwam stand, da steckte er eine dieser Federn in die Erde und häufte Mist um sie her. Die Federn keimten, sproßten und gingen zunächst in Pflanzen über, dann in Tiere und zuletzt in Menschen; und so wurde die Erde wieder bevölkert (eb. S. 200). In dem Mythus der Maidu (eb. 290) blieb nur ein Häuptling übrig; dieser aber wurde selbst zu einem Gott (siehe die Heidamythe, S. 91) und befahl nun dem „Großen Mann“ im Himmel, die Erde wieder vom Wasser zu befreien, was dieser auch tat, indem er die eine Seite des Gebirges durchbrach.

Eigentümlich ist der Mythus der Sasti- oder Sastika-Indianer, nördl. vom Mount Shasta, den wir bei Steph. Powers, Contrib. III, S. 251, finden. Wenn es regnet, so ist ein Indianer im Himmel krank und weint. Vor langer Zeit lebte ein guter junger Indianer, und als er starb, weinten alle Indianer so sehr, daß eine Flut über die Erde kam, die bis zum Himmel stieg und alle Menschen bis auf ein überlebendes Paar vernichtete.

Das Sakramentotal, so lautet ein Mythus der Liwaito daselbst (Contrib. a. a. O. 226), war einst ein großer See, den ein Erdbeben zum Abfluß brachte. Dabei kamen alle Menschen um, mit Ausnahme eines einzigen, der sich mit einer Krähe vermählte und mit ihr die Welt neu bevölkerte.

Die westamerikanischen Stämme sind also reich an Sintflutmythen; aber ebenso reich sind auch die östlichen, die zentralen Völker Nordamerikas. So haben die Knistino (Coans), die zu den Algonkin gehören, eine Flutmythe, die ihren späteren Schicksalen eng angepaßt ist. Sie lautet bei G. Catlin (Die Indianer Nordamarikas, übers. von Berghaus, S. 288): Zur Zeit der großen, sehr alten Flut, die alle Völker der Erde vertilgte, versammelten sich alle Stämme der roten Männer auf dem Côteau des Prairies, um sich vor dem Wasser zu retten. Dies aber stieg immer mehr und bedeckte sie endlich alle, worauf ihr Fleisch in den roten Pfeifenton verwandelt wurde. Daher ist jene Gegend neutrales Land: es gehört allen Stämmen und allen war es erlaubt, dorthin zu gehen. Dann geht die Erzählung, wohl in ursprünglicherer Form, weiter: als alle zusammen untergingen, ergriff eine junge Frau, Kwaptahw, d. h. Jungfrau genannt, den Fuß eines vorüberfliegenden, sehr großen Vogels, und wurde auf die Spitze einer hohen Klippe in der Nähe getragen. Hier gebar sie Zwillinge, deren Vater der Kriegsadler war, und ihre Kinder haben seitdem die Erde bevölkert. (Vgl. Smithson, Report, Part II, 1886, S. 251, in welchem 2. Teil die gesamten Mitteilungen G. Catlins mit seinen Zeichnungen veröffentlicht sind.)

Catlin hat ausführliche Erzählungen über ein Fest, welches die Mandan zur Erinnerung an die Sintflut feierten, auch sonst gegeben (Indianer N. Amer., übers. v. Berghaus, S. 117 f.) und es hat der Prinz von Wied zu

diesen Mitteilungen einige Verbesserungen hinzugefügt (Reise in das Innere von Nordamerika, 2, 660 f. Fußnoten). Namentlich wichtig sind die Erzählungen des Prinzen, welche sich auf die Ereignisse vor der großen Flut beziehen. Als die Erde noch nicht existierte, heißt es im 2. Band, S. 152 f., erschuf der Herr des Lebens den ersten Menschen, Numāngk-Máchana, der auf den Wassern umherging, sich von dem Taucher Erde vom Grunde des Wassers heraufbringen ließ und so das Land schuf. Er traf mit dem Herrn des Lebens zusammen und schuf mit ihm das Menschengeschlecht, die Numangkake oder Mandans (S. 156). Diese erfuhren, daß am Rande des großen Wassers, des Meeres, weiße Menschen lebten, welche die Numangkake unter Führung Numāngk-Máchanas besuchten. Letzterer verließ darauf die Numangkake, er ging nach Westen, versprach aber den Numangkake Hilfe, wenn sie in Not gerieten; sie sollten sich nur an ihn wenden. Die weißen Menschen waren aber durch die Numangkake erbittert und ließen daher (S. 159) das Wasser so hoch steigen, daß alles Land überschwemmt wurde; da gab der erste Mensch den Vorfahren der Numangkake an, sich einen hölzernen Turm auf einer Höhe zu erbauen; das Wasser werde nur bis zu diesem Punkte steigen. Das taten die Numangkake, und ein Teil des Volkes wurde in dem Turm gerettet, der andere kam im Wasser um. Zum Andenken an die gütige Fürsorge des ersten Menschen stellten sie in jedem ihrer Dörfer ein Modell jenes Gebäudes im Kleinen auf, welches noch jetzt zu Mih-tutta Hangkusch existiert und Nah-Mönih-Túchā genannt wird Die Wasser fielen nachher wieder und man feiert noch jetzt das Fest Okippe zur Verehrung dieser Arche. Letztere (v. Wied 2, 117, 660**) ist ein kleiner runder, aus 4 bis 5 Fuß hohen Bohlen zusammengesetzter, oben offener

Cylinder. Er wird „das große Kanoe“ genannt und ist in verschiedenen Dörfern aufgestellt. Vor der Flut wohnten die Numangkake unter der Erde, nur eine Bande von ihnen, von der bis jetzt die Rede war, kam früher an das Tageslicht. Die anderen Numangkake beschlossen später, als sie in der Höhe Licht bemerkten, auch hinaufzusteigen. Sie kletterten einer nach dem anderen an einer Weinranke in die Höhe (S. 161); als aber gerade die Hälfte des Volkes oben angekommen war, riß die Ranke infolge des Gewichts einer dicken Frau und die andere Hälfte fiel zurück. Die oben waren, wanderten am Missouri aufwärts, wo sie weißen Ton, den sie nie gesehen hatten, fanden und mitnahmen: sie ließen sich dann, eine Zeitlang im Verein mit den Mönicitaoris, am Missouri nieder.

Das Fest nun, welches zu Verehrung der Arche, wie der Prinz v. Wied sagt (2, 160), gefeiert wird, findet im Frühjahr statt, sobald die Bäume im vollen Laub stehen und der Zweig, den die „trauernde Taube“ (Turteltaube) mitbringt, ausgewachsene Blätter trägt (Catlin bei v. Wied 2, 661). Denn der Zweig, den der Vogel mit nach Hause brachte, war ein Weidenzweig mit vollständigen Blättern (Catlin übersetzt von Berghaus, S. 117; 10. engl. Ausg., 1866, 1, 158). Dieser Vogel steht in hoher Verehrung und darf nicht getötet werden; er ist Medizinvogel.

Das Fest wird zunächst zur Erinnerung an die Befreiung von der großen Wasserflut Mih-nih-ro-ka-ha-scha (d. h. das Sinken der Gewässer) gefeiert. Früh morgens kommt von Westen her ein mit weißem Ton bemalter[1], mit 4 weißen Wolfsfellen überkleideter Mensch in das Dorf (Catlin engl. Ausg. 1, 159), der den ersten Menschen,

1) Bei v. Wied heißt es, sein Körper sei rot angestrichen 2, 661.

den Numängk-Máchana, darstellt. Er begrüßt feierlich die auf dem Dorfplatz versammelten Häuptlinge und Krieger, öffnet dann die Medizinhütte, die er reinigen und ausschmücken läßt. Boden und Wände werden mit grünen Weidenzweigen und wohlriechenden Pflanzen bedeckt, an mehreren Stellen Gruppen von Menschen- und Büffelschädeln angebracht (die engl. Ausg. erwähnt nur eine solche Gruppe). Während dieser Vorbereitungen und den ganzen Tag über besucht Numängk-Máchana jeden Wigwam des Dorfes und fordert überall ein schneidendes Werkzeug, Messer, Beil etc., welches sogleich gegeben wird; er sagt, mit diesen Instrumenten sei das „große Kanoe" gebaut; erhalte er sie nicht, so werde eine neue Flut kommen und niemand gerettet werden. Diese Instrumente werden dann am vierten Tag von einem 30 Fuß hohen Ufer an einer sehr tiefen Stelle in den Fluß geworfen, wo sie nicht wieder herausgeholt werden können (Catlin übers. v. Berghaus 118; v. Wied 661, engl. Ausg. 1, 160). Die weitere Fortsetzung des Festes, der Büffeltanz und die freiwillig übernommenen Martern der jungen Männer, brauchen hier nicht näher besprochen zu werden. Die Selbstmartern sollen nach Catlin (bei v. Wied 2, 660) dazu dienen, die Gottheit zu versöhnen, Vergebung der Sünden und glückliche Erfolge im Leben zu erlangen. Es ist also ein Zusammenhang dieses Festes Okippa mit der Sintflutfeier nicht unmöglich.

Die Mönnitarri erzählen (Prinz v. Wied 2, 221), daß früher nur Wasser, kein Land gewesen sei; allein auf Antrieb des in den Rocky Mountains wohnenden Herrn des Lebens, des Menschen, der nie stirbt, tauchte ein großer Vogel mit roten Augen unter und brachte die Erde zur Oberfläche herauf. Ein damals zuerst auftretendes anbetungswürdiges Wesen, die Alte, auch Großmutter ge-

nannt, die auf der ganzen Erde umherzog, schenkte den Mönnitarri ein paar Töpfe, die noch als Heiligtum aufbewahrt werden, mit der Weisung, sie aufzuheben und sich dabei der großen Gewässer zu erinnern, aus denen alle Tiere, auch die Vögel, tanzend hervorgekommen seien. Daher werden diese Töpfe „noch jetzt“ auf Befehl der Alten zur Frühlingszeit — wenn die Ufervögel singen — unter Festlichkeiten zur Erinnerung an die große Flut mit Wasser gefüllt.

Auch die Arrikari (v. Wied 243) verehrten früher die Arche des ersten Menschen, haben dies aber jetzt aufgegeben.

Für die Algonkin muß ich auf R. Andrees Buch: „Die Flutsagen“ (Braunschweig 1891) verweisen, da mir seine Quellen unzugänglich sind. Er berichtet nach einem Vortrag E. G. Squiers, S. 71—75: Die „mächtige Schlange“ Maskanako beschloß, alle Menschen, die schlecht geworden waren und alle Geschöpfe zu zerstören: sie schuf eine mächtige Flut, in welcher viele Menschen umkamen, durch das Wasser und durch Seeungeheuer; einige Menschen retteten sich auf eine Schildkröte, die sie auf dem Rücken trug, bis die Wasser sich verliefen. — Von den Odšibwē berichtet Andree (ebenda S. 75—79) nach J. G. Kohl: Kitschi-Gamii Manaboschu, ein Halbgott, geriet mit dem Schlangenkönig in Streit und tötete ihn, worauf die übrigen Schlangen eine mächtige Flut veranlaßten, aus der sich Manaboschu nicht retten konnte, obwohl er auf einen sehr hohen Berg und auf eine Tanne daselbst kletterte: das Wasser folgte ihm und reichte ihm schon bis an den Mund, als es plötzlich fiel. Mit vieler Mühe erlangte Manaboschu einige Sandkörner auf dem Grunde des Wassers, aus denen er kleine Inseln und allmählich zusammenhängendes Land schuf.

Seltsam ist die Flutmythe der Irokesen, die R. Andree nach einem Bericht H. Schoolcrafts aus dem Jahre 1846 erzählt (S. 85); Schoolcraft hat sie von einem intelligenten Häuptling der Irokesen gehört. „Die Wasser ergossen sich einst so über das Land, daß außer einer Familie alle Menschen ertrunken waren. Ein Hund hatte seinem Herrn das Hereinbrechen dieses Unglückes verraten und ihm mitgeteilt, auch er und die Seinen würden umkommen, wenn sie nicht ihn, den Hund, ins Wasser würfen; dann solle er ein Boot genügend ausrüsten und es beim Beginn der Ueberschwemmung besteigen, nur so könne er gerettet werden. Der Herr des Hundes tat so, er und seine Familie wurden gerettet und durch sie die Erde neu bevölkert."

Gehen wir nun zu den südlicheren Stämmen über, obgleich auch im Norden noch mancherlei Notizen zu finden wären, so wollen wir mit den Navajos beginnen. Sie erzählen: Tiéholtsodi, ein mächtiger Gott des Wassers, der im Atlantischen Ozean lebt und älter als Sonne, Mond und der erste Mensch ist, wurde seines Sohnes, eines Wasserungeheuers, beraubt und veranlaßte deshalb die Sintflut. Vor dieser flüchtend kamen die Menschen aus der vierten in diese Welt; da drohte er mit einer fünften Flut, die so lange dauern solle, bis er sein ihm von Coyote gestohlenes Kind wieder bekommen habe (Mem. Amer. Museum of Nat. Hist., Vol. 6, Washington 1902; Matthews, The Night Chant, a Navaho Ceremony, S. 42 u. 309; Andree S. 96).

Auch die nahe benachbarten Zuñi-Indianer hatten eine Flutmythe, die uns Stevenson (5. Annual rep. Bur. of Ethnology, 1883/4, Washington 1887, S. 539—542) mitteilt. Bei der hereinbrechenden Flut waren die Zuñi auf ihre Mesa geklettert, um dem immer höher steigenden Wasser zu ent-

fliehen. Da die Fluten aber die Hochfläche der Mesa erreichten, so war ein Menschenopfer zu ihrer Beschwichtigung nötig. Ein Jüngling und ein Mädchen, die Kinder zweier Priester, wurden in das Wasser geworfen. Dort aber wurden sie in Stein verwandelt, in zwei große Felsen, die Vater und Mutter heißen. Beiden wird geopfert. Von Interesse für uns sind auch die Mythen, die den Ursprung der Zuñi betreffen, weil wir ganz Entsprechendes in den Sintflutberichten anderer amerikanischer Stämme fanden. Die Ašiwi oder Zuñi kamen auf langem Weg durch vier Welten, die innerhalb unserer Welt sich befinden und ganz dunkel sind, herauf, geführt von zwei kleinen Kriegsgöttern, Söhnen der Sonne, die sie abgeschickt hatte, um die Zuñi heraufzuholen. Alle Erzählungen der Zuñi berichten dabei, daß sie vom fernen Nordwesten her auf die Oberwelt gekommen seien. Nach langer Zeit wurde der Sohn und die Tochter eines Priesters ausgesandt, um einen Ort für die Gründung einer Stadt zu suchen. Beide stiegen auf einen hohen Berg, wo sie verwandelt wurden, so daß sie nicht wieder zurückkehren wollten. Um aber ihren nachfolgenden Landsleuten einen Verbleib zu schaffen, stieg der Sohn vom Berge und schleifte seinen Fuß durch den Sand der Ebene: sofort floß daselbst ein Fluß und ein See erschien, in dessen Tiefen Häuser und ein Versammlungshaus zu religiösen Festen sich zeigten. Als nun die ersten Ankömmlinge der Zuñi diesen Fluß überschritten, wurden ihre Kinder in Schildkröten, Frösche, Schlangen, Enten und Libellen verwandelt und fanden sich hernach in den fremdartigen Gestalten, in welche der Sohn und die Tochter des Priesters verwandelt waren, in dem Versammlungshaus auf dem Grunde des Sees wieder, von wo aus sie den Ihrigen Regen und Frucht durch die Sonne verschafften. Ihre Mütter kamen in dies Haus nur im Schlaf.

Der Sintflutmythus der ebenfalls benachbarten Papagos am Rio Gila wurde von einem intelligenten Häuptling der zentralen Papagos Davidson (Indian Affaires Report, 1865, 131—133) erzählt; nach dieser Quelle erzählt ihn Bancroft (Nat. races of the Pacific States, 3, 75f.; vgl. auch Andree, S. 97). In den ersten Tagen der Welt schuf der große Geist die Menschen aus Tonkugeln, die er vom Himmel herabwarf und alles war glücklich, friedlich, Menschen und Tiere miteinander wie Brüder. Dann aber kam eine große Flut und vernichtete alles, was Atem hatte: nur Montezuma, der vom großen Geist vor allen anderen Wesen geschaffen war, und sein Freund, der Coyote (Präriewolf) retteten sich in Kähnen, die sie gebaut hatten; denn der Coyote hatte das kommende Unheil vorhergesagt. Montezuma hatte seinen Kahn auf den höchsten Gipfel des Monte Rosa aufgestellt. Nach Ablauf der Gewässer sandte er den Coyote aus, um über den Verbleib der Gewässer und über die Meere ihm Bericht zu geben. Der große Geist und Montezuma bevölkerten die Erde von neuem, dann aber wurde Montezuma gegen den großen Geist rebellisch und baute mit Hilfe der Völker, die er versammelte, ein Haus, welches bis zum Himmel reichen sollte, um ihn zu erstürmen; aber der große Geist zerschmetterte es mit einem Donnerschlag. Doch blieb Montezuma widerspenstig, bis der große Geist ein Insekt nach Osten sandte und die Spanier, die Weißen herbeirief. Die vernichteten Montezuma und sein Reich.

Seltsam ist die Sintfluterzählung, welche Karl Lunholtz (Mem. Amer. Mus. Nat. Hist., Vol. III, Anthropology, II, 1, Symbolism of the Huichol Indians, S. 169 f.) von den Huichol-Indianern (im nördl. Mexiko, östl. von der Sierra del Nayarit) hörte. Ein Huichol fällte Bäume, um Raum für ein Saatfeld zu gewinnen, fand sie aber am

Morgen darauf wieder gewachsen, und so fünf Tage hintereinander: am fünften Tag stieg ein altes Weib aus der Erde mit einem Stab in der Hand, mit dem es nach Nord, Süd, Ost und West zeigte, und sofort wuchsen die wieder gefällten Bäume wieder empor. Dies Weib sagte zu dem Mann: in fünf Tagen wird eine große Flut kommen und ein scharfer Wind: mach dir einen Kasten von Feigenholz so groß wie du und versieh ihn mit einer guten Decke. Nimm 5 Getreidekörner von jeder Farbe mit, ebenso 5 Bohnen mit den verschiedenen Farben; ferner Feuer und Scheitholz, um es zu nähren; und nimm eine schwarze Hündin mit. Nach fünf Tagen kam das Wasser, er stieg mit der Hündin und all den sonstigen Sachen ein, die Alte bedeckte die Kiste und verstopfte jeden Ritz. Sie setzte sich auf den Deckel der Kiste, mit einem Ara auf ihrer Schulter. Die Kiste schwamm auf dem Wasser ein Jahr nach Süden, im folgenden Jahr nach Norden, im dritten nach Westen, im vierten nach Osten, im fünften Jahr stieg sie nach oben und die ganze Welt war mit Wasser gefüllt. Im nächsten Jahr begann die Flut zu sinken, und die Kiste strandete auf einem Berg bei Sta. Catarina, wo man sie noch sehen kann. Der Mann nahm die Decke ab und sah die ganze Gegend noch unter Wasser: aber die Aras und die Papageien machten mit ihren Schnäbeln Löcher in den Boden, das Wasser begann abzufließen, und die Vögel teilten es in fünf Seen. Diese trockneten allmählich aus, und Bäume und Gras wuchsen empor mit Hilfe der Erdmutter. Die Hündin war noch bei dem Mann; sie wohnte mit ihm in derselben Höhle; dann aber verwandelte sie sich in eine Frau, und mit ihr bevölkerte der Mann die Erde von neuem. Die Bevölkerung nahm rasch zu; sie wohnten in Höhlen. Der Mann machte nun mit einem spitzen Stock Löcher in die

Erde und säte in dieselben von seinem mitgenommenen Korn; aber nur Steine gingen auf. Erst als ihm die Mutter im Himmel einen Stock zum Bohren der Löcher gab, wuchs das Getreide gut. Er säte im ersten Jahr im Süden, im zweiten im Norden, im dritten im Westen und im vierten im Osten, im fünften Jahr hier in Toapuli (Sta. Katarina), wo die Geschichte erzählt wurde.

Die mittelamerikanischen Mythen, die der Azteken, der Guiché (Kwitše) und der anderen Völkern sind ziemlich verwirrt. Am besten hat sie dargelegt H. H. Bancroft, The native races of the Pacific States of N. America, Vol. III, 1875, S. 42 f., nach dem Popol Vuh der Guiché. Zuerst war nichts als der nach den vier Winden ausgespannte Himmel und das grenzenlose Meer in völliger Unbeweglichkeit, Stille und Finsternis. Die Götter aber wollten lebende Wesen auf Erden haben, und so schufen sie zunächst Pflanzen und Tiere, die sie aber, weil sie nicht sprechen und sie anbeten konnten, gleich wieder vernichteten. Nun bildeten sie Menschen aus Ton, die aber weder Sprache noch Intelligenz hatten und die sie deshalb durch eine Flut vernichteten (S. 46). Sie schufen nun andere Menschen, die leiblich wohlausgerüstet waren und die Erde bevölkerten, aber sie waren nur ein Versuch, sie hatten weder Blut noch Muskeln, sie lebten wie die Tiere, ohne Intelligenz; auch sie verdarb das „Herz des Himmels", der oberste Gott wieder, indem er Tag und Nacht vom Himmel auf sie Harz herunterregnete und die Erde verfinsterte: Berge, Bäume, Erdhöhlen, alles war gegen sie, so daß sie bis auf wenige zugrunde gingen, und diese wenigen leben jetzt noch in den Wäldern als kleine Baumaffen. Dann schufen die Götter vier ganz vollkommene Jünglinge, diese aber waren den Göttern wieder zu vollkommen, doch entwickelte sich aus ihnen

der Stamm der Guiché (S. 50), denen das noch fehlende Licht der Gott Tohil verschaffte, indem er das Feuer schuf. Aber auch dies wurde sehr bald wieder durch mächtigen Regen und Hagel vernichtet. Es herrschte Dunkelheit, Kälte und Nässe auf Erden, weil es noch keine Sonne gab. Damals trat Sprachverschiedenheit und dadurch Sprachverwirrung ein. Doch erschien jetzt die Sonne und alle Geschöpfe begrüßten sie mit Freude. Die Tiere kamen zur Oberfläche des Wassers, sie flatterten in den Klüften, sie sammelten sich auf den Bergspitzen, der Löwe, der Tiger brüllte, die Vögel fingen an zu singen.

Daß die Welt in mehreren Epochen geschaffen sei, war in Mittelamerika eine sehr verbreitete Ansicht. Aus dem mexikanischen Codex Chimalpopoca berichtet Brasseur de Bourbourg (Histoire des nations civilisés du Mexique 1, 53), daß nach Entstehung von Himmel und Erde die Menschen schon viermal geschaffen und wieder vernichtet waren. Die Flutgeschichte, die er aus dem Chimalpopoca in Urtext und Uebersetzung mitteilt (Bd. 1, 424 f.), liegt der Erzählung zugrunde, die Andree (S. 107, Bancroft III, 69 f.) gibt. Der Chimalpopoca berichtet: Während der „Sonne“ (Epoche) Nahui-Atl wurden alle Menschen vernichtet und ersäuft und in Fische verwandelt. Der Himmel näherte sich dem Wasser. Ein einziger Tag verzehrte alles, was von unserem Fleisch war, der Berg selbst tauchte im Wasser unter. Das Wasser blieb ruhig während 52 Frühlingen. Doch hatte gegen Ende des Jahres Titlacahuan einen gewissen Nata und sein Weib gewarnt und gesagt: macht keinen Wein mehr (Pulqua), sondern höhlt eine große Cypresse aus steigt hinein, wann im Monat Tocoztli das Wasser sich dem Himmel nähert. Dann stiegen sie ein und Titlacahuan sagte zu ihnen: du sollst nur eine

einzige Maisähre eßen und deine Frau ebenso. Als sie dies getan hatten, stiegen sie aus, das Wasser war ruhig, die Barke bewegte sich nicht. Beim Oeffnen des Cypressenstammes sahen sie Fische, die sie verzehrten, die aber von dem erzürnten Titlacahuan in Hunde verwandelt wurden. Brasseur de Bourbourg hat den Mythus nicht ganz mitgeteilt. Als verbreitetste der mexikanischen Flutmythen erzählt Bancroft (3, 66 f.): in Atonatiuh, dem Zeitalter des Wassers, bedeckte eine große Flut die ganze Erde, deren Bewohner infolge davon in Fische verwandelt wurden, außer einem Manne, Coxcox, und seinem Weibe Xochiquetzal; sie hatten sich in den ausgehöhlten Stamm einer Cypresse gerettet. Als die Wasser sanken, blieb der gehöhlte Baumstamm auf dem Berg Colhuacan, wo sie sich vermehrten, leider aber nur taube Kinder bekamen. Da kam eine Taube, löste ihnen die Zunge und gab ihnen unzählige Sprachen. Nur fünfzehn Nachkommen von Coxcox, die dann selber Familienhäupter wurden, sprachen die gleiche Sprache, und von diesen stammen die Tolteken, Azteken und die Acolhuas.

In Michoacon wurde erzählt (Bancroft III, 66 f.), daß Tezpi in einem Schiff sich vor der Sintflut mit Frau und Kindern rettete, verschiedene Tiere und Getreide nahm er mit. Als das Wasser zu sinken begann, sendete er einen Geier aus, der ihm berichten sollte, ob trockenes Land wieder erscheine. Der Geier aber, an den überall umher liegenden Leichen sich sättigend, kehrte nicht wieder. Da sandte Tezpi andere Vögel aus, unter denen auch ein Kolibri war. Als nun die Erde sich mit neuem Grün zu bedecken anfing, kam der Kolibri zurück mit einem grünen Zweig. Tezpi sah, daß sein Schiff in der Nähe des Berges von Colhuacan lag und landete hier.

Auch auf den Antillen waren Sintflutmythen ver-

breitet. So sollen nach einer Sage, die Petrus Martyr (1574) erzählt (Th. Waitz, Anthrop., 4, 328), die Inseln aus einem großen Kontinent entstanden sein, der vom Meere überflutet wurde: Auch Herrera (1730) berichtet von Traditionen über eine große Flut auf Cuba (Waitz eb.). Auch die Mythe, die wir schon öfters gefunden haben, daß die Menschen zuerst unter dem Meere in der Erde wohnten und die Sonne nicht sehen durften, war in Cuba verbreitet (Waitz eb.). Andere Sagen berichteten, daß das Meer aus einem großen Kürbis hervorgekommen sei (Waitz eb. nach Gomara). Diese Erzählung bringen andere spanische Quellen auch von Haiti, und zwar in folgender Form, wie sie Wash. Irving (Hist. of the life and voyages of Christ. Columbus, Book VI, S. 1023 f.; cf. Andree, S. 118) gibt: ein Kazike auf Haiti tötete einen aufrührerischen Sohn, dessen Gebeine er nach dem Gebrauch der Insulaner in einem Kürbis aufbewahrte. Als er und sein Weib an einem folgenden Tag den Kürbis, um die Gebeine zu beschauen, öffneten, kamen einige Fische, große und kleine, hervor. Der Kazike schloß ihn und stellte ihn auf die Spitze des Hauses, in dem er sich rühmte, er habe das Meer in demselben beschlossen und könne Fische haben, wann er wolle. Vier neugierige Brüder, die in einer Geburt zur Welt gekommen waren, öffneten in Abwesenheit des Kaziken den Kürbis, wobei er auf die Erde fiel und zerbrach; aus den Scherben drang nun eine mächtige Flut hervor, mit Delphinen, Haien und großen Walfischen; sie überflutete die ganze Erde und bildete den Ozean, indem nur die Spitzen der Berge unbedeckt blieben, welchen die heutigen Inseln bilden. Auch hier herrschte der Glaube, daß die ursprünglichen Menschen aus Erdhöhlen hervorgekommen seien (eb. 122); ebenso Sonne und Mond (S. 121).

Auch in Südamerika waren die Sintflutmythen verbreitet. Die Chibcha oder Muiska in Columbien, Boyota, verehrten den Gott Chibchacum und noch allgemeiner den Bochica. Neben ihm oder mit ihm vermengt wurde Tschimazapagua oder Zuhe verehrt, dessen Weib Huytsaka oder Chia das Tal von Boyota mit einer mächtigen Flut überschwemmte (Andre 114). Nach anderen Berichten (Waitz 4, 357) schickt Chibchacum die Ueberschwemmung, aber Bochica erschien im Regenbogen und leitete sie durch einen mächtigen Wasserfall ab. (Die Hauptquellen sind hier Piedrahita, Hist. de las conqu. del nuovo regno de Granada, 1. T. 1688 und Pedro Simon, Noticias historiales de las conquistas de tierre firme, 1. T. 1627, 2. T. bei Kingsborough, Antiqu. Mexic., VIII. Teil.)

In Brit. Guiana (W. H. Brett, The Indian Tribes of Guiana, London 1868, 378 f.) hatte der höchster Gott, der Akawai (zwischen dem unteren Orinoko und dem unteren Essaquibo) einen Baum geschaffen, an dessen einzelnen Zweigen alle eßbaren Früchte wuchsen; Sigu, der Sohn des Gottes, fällte den Baum, um die Teile desselben über alle Länder zu verbreiten. Aus dem hohlen Stamm aber flutete fischlaichhaltiges Wasser mit so großer Gewalt aus, daß Sigu mit einer festen Decke die Höhlung verschließen mußte. Ein neugieriger Affe aber öffnete sie wieder; das Wasser strömte von neuem und überflutete bald die ganze Erde. Sigu schloß die minder beweglichen Tiere in eine Höhle und flüchtete mit den übrigen auf den höchsten Berg, wo eine hohe fruchtreiche Palme wuchs. Als das Wasser nachließ, kehrte er mit allen Tieren zurück und streute die Palmfrüchte über die Erde aus, die rasch von neuem sich dadurch übergrünte.

Die Arawaken an der Nordküste hatten, ebenfalls

nach Rev. Bretts Bericht (eb. 398), den Mythus von einer doppelten Zerstörung der Menschen, einmal durch Feuer, dann durch eine Wasserflut, beides zur Bestrafung ihrer schlechten Taten angeordnet von dem Gott Aioman Kondi, dem „Bewohner der Höhe“. Bei der Wasserflut rettete sich ein frommer Häuptling, der gewarnt war, mit seiner Familie in ein großes Kanoe, welches er mit einem aus Lianen geflochtenen Seil an einen großen Baum band, so daß er in der alten Heimat blieb.

Die Makusi (5° N, 60 W) glauben, daß der einzige Mensch, welcher eine allgemeine Ueberschwemmung überlebte, die Erde wieder bevölkerte, indem er Steine hinter sich warf, die zu Menschen wurden (Humboldt, Ans. der Natur 1, 240. Die Tamanaken des Orinoko (Humboldt eb.) und die Maipuri erzählen, daß bei der allgemeinen Ueberflutung der Erde ein Mann und eine Frau allein gerettet wurden, auf dem Gipfel des Tamanaku; eine Stimme befahl ihnen, die Früchte der Mauritiapalme hinter sich zu werfen; die vom Mann geworfenen wurden Männer, die, welche die Frau warf, zu Frauen (Rich. Schomburgk, Reisen in Brit. Guiana, 1840—44, 2, 320).

Die Peruaner hatten viele Sintflutmythen. So erzählten sie, daß lange vor der Zeit der Inca eine große Flut war, aus der nur wenige, nur 6 Menschen sich in einem Kahne retteten (Herrera, Hist. générale etc. bei Bancroft, Native race etc., 5, 16). Nach einer anderen Erzählung war ein Schäfer durch seine Larnas darauf aufmerksam gemacht, daß nach dem Stand bestimmter Sterne eine große Flut drohe; er solle sich mit seiner Familie und seinen Herden auf den Gipfel des Berges Ancasmarca flüchten. Kaum hatte er den Gipfel erreicht, als das Meer mit mächtigem Brausen immer höher und höher stieg; mit ihm aber hob sich der Berg, der zuletzt

auf dem Wasser schwamm. Die Sonne verschwand 5 Tage lang; als sie wieder hervorkam, sank das Wasser, die Erde wurde wieder trocken; der Schäfer und seine Nachkommen bevölkerten sie von neuem (Bancroft, ebenda S. 15). Eine andere Legende erzählt von zwei Brüdern, die auf einen hohen schwimmenden Berg flüchteten; nach dem Rückzug der Flut bauten sie sich eine Hütte und zogen aus, als sie alle ihre Vorräte aufgebraucht hatten, um neue aufzufinden; sie fanden auch bei späteren Auszügen jedesmal bei ihrer Rückkehr ihre Hütte, mit allem Nötigen gut versehen und entdeckten, daß dies durch zwei Aras mit Weibergesichtern geschah, deren eine der eine Bruder fing und zum Weib nahm. Von ihren Kindern entsprang der Stamm der Cañaris (ebenda S. 16), die den Ara noch jetzt verehren. Der Regenbogen galt als Zeichen, daß die Sintflut nicht wiederkehren würde (ebenda; vgl. auch Waitz, Bd. 4, S. 451).

Die den Peruanern benachbarten Pehuentše und Huillitše, die Araukaner, hatten, nach Molina (Eroberung von Chili, Leipzig 1791, S. 76), eine Erzählung von einer großen Flut, aus der sich nur wenige Menschen auf einen dreispitzigen Berg retteten, der auf dem Wasser schwamm. Der Berg heißt der Lärmende, Blitzende; die Flut kam nach einem heftigen Vulkanausbruch und Erdbeben. Bemerkenswert sind bei ihnen ferner die Vorstellungen, daß die Seelen der Toten über das Meer nach Abend gehen und ein altes Weib in Walfischgestalt sie in das Jenseits bringt, wo eine andere Alte ihnen einen Zoll abnimmt.

Ueber die zu den Tupistämmen gehörigen Botokuden berichtet der Prinz zu Neu-Wied, Reise nach Brasilien, 2, 59, daß auch sie die Ueberlieferung von einer großen Ueberschwemmung haben. Wir finden bei ihm ferner, nach Simam des Vasconcellos, die ent-

sprechenden Ansichten der Küstenindianer, der Lingoageral: „Tupe, der Gott der Tupi, ließ eine einzige Familie, die des Weisen Tamanduare, auf Palmbäume steigen, um dort die Ueberschwemmung, in der das Menschengeschlecht unterging, abzuwarten. Nach derselben stiegen sie herab und bevölkerten die Erde wieder". Und Paul Marcoy berichtet (Tour du Monde, 1867, 1. Sém., S. 136): Die Welt der Masaya (am Amazonenstrom) besteht aus 2 Sphären, deren obere durchsichtig, deren untere aber dunkel ist; in der oberen wohnen die Götter, in der unteren leben und sterben die Menschen; die obere wird von Sonne und Mond, die untere von den Sternen beleuchtet. In fernen Zeiten nun hielten die Gewässer die Erde bedeckt. Damals waren die Masaya so groß wie Bäume, doch entgingen sie der Ueberschwemmung nur, indem sie sich in eine Pirogue kauerten, deren gewölbten Teil sie nach der Sonne zugewendet hatten. Von einer Sintflut bei den Tupinamba gibt Andree (S. 122) eine alte kurze Mitteilung von Hans Staden (1550). Auch die Karajá am Araguay hatten eine Flutsage, bei der sich die Menschen auf einen isolierten Berg retteten (Ehrenreich, Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker usw., Berlin 1905, S. 28).

9. Indogermanen.

Es bleiben uns jetzt noch die Sintflutmythen der indogermanischen Völker zur Betrachtung übrig. In besonders reicher Ausführung finden wir sie zunächst bei den Indern. Nicht in den Hymnen des Veda (Max Müller, Indien in seiner weltgeschicht. Bedeutung, S. 112), wohl aber in der indischen gelehrten Literatur und in späterer Zeit im Maha-Bharata. In einfachster Form gibt sie Fr. Bopp (Die Sündflut nebst den anderen Episoden

des Maha-Bharata, S. IV) etwa so: „Dem frommen König Manus erschien der Herr der Geschöpfe Brahmâ, das höchste Wesen, in der Gestalt eines gehörnten Fisches und verkündete ihm die bevorstehende, alles vertilgende Ueberschwemmung; er befahl ihm, ein Schiff zu bauen, es zur Zeit der Gefahr zu besteigen und die Samen aller Arten mitzunehmen. Manus gehorchte dem Befehl der Gottheit und brachte alle Samen in ein Schiff, welches er selbst bestieg. Das Schiff aber, von der Gottheit geleitet, schwamm viele Jahre auf dem Meere, bis es endlich auf dem höchsten Gipfel des Berges Himawân sich niederließ, wo es auf Befehl der Gottheit festgebunden wurde. Dieser Gipfel wird darum noch heute Nau-Bandhaman (Schiffsbindung) genannt und von Manus stammt das erhaltene Menschengeschlecht ab." Dies mag allerdings etwa die Urform des Mythus sein; so einfach aber ist er nicht überliefert. In einem vorchristlichen Werk der Vedaliteratur, im Satapatha-Brahmana I, 81 (M. Müller a. a. O.; Andree, Flutsagen, S. 16; Usener, Die Sintflutsagen, 1899, S. 25) lesen wir ihn ausführlicher. Dort lautet er:

„1) Am Morgen brachten sie dem Manu Wasser, wie man es noch jetzt zum Waschen der Hände bringt. Während er sich wusch, kam ihm ein Fisch in die Hände.

2) Der sprach zu ihm das Wort: Halte mich, und ich will dich retten. Manu sagte: Wovor willst du mich retten? Der Fisch sagt: Eine Flut wird alle Geschöpfe fortführen und ich werde dich vor ihr retten. Manu sagte: Wie kann ich dich halten?

3) Der Fisch sagte: So lange wir klein sind, gibt es für uns vielfache Vernichtung, denn der Fisch frißt den Fisch. Halte mich darum zuerst in einem Topf. Wenn ich den auswachse, grabe ein Loch und halte mich darin.

Wenn ich das auswachse, schaffe mich ins Meer: ich werde dann der Vernichtung entrückt sein.

4) Er wurde bald ein Großfisch, denn ein solcher Fisch wird sehr groß. Er sprach: In dem und dem Jahre wird die Flut kommen. Wenn du also ein Schiff gebaut hast, sollst du mein gedenken. Und wenn die Flut gestiegen ist, sollst du in das Schiff treten, und ich werde dich vor ihr beschirmen.

5) Nachdem Manu ihn so gehalten hatte, trug er ihn in das Meer. In demselben Jahr aber, welches der Fisch vorausgesagt hatte, erbaute Manu ein Schiff und gedachte seiner. Und als die Flut gestiegen war, trat er in das Schiff. Darauf schwamm der Fisch zu Manu hin, und er band ihm das Tau des Schiffes an das Horn, und er eilte damit nach dem nördlichen Gebirge hin.

6) Der Fisch sprach: Ich habe dich gerettet. Binde nun das Schiff an einen Baum. Möge dich das Wasser nicht abschneiden, während du auf dem Berge bist. So wie das Wasser sinkt, gehe du langsam mit ihm hinab. Er aber nun glitt langsam mit dem Wasser hinab; darum heißt diese Stelle auf dem nördlichen Gebirge ‚Manus Niedergang'. Es hatte aber die Flut alle diese Geschöpfe fortgeführt, und Manu war allein übrig.

7) Er nun wandelte umher, lobsingend und sich mühend, Nachkommen begehrend. Und er opferte dort auch sein Pâkaopfer. Er goß geklärte Butter, dicke Milch, Molke und Quark als Opfergabe in das Wasser. Daraus erhob sich in einem Jahr ein Weib. Und sie stieg triefend herauf und geklärte Butter träufelte auf ihren Spuren. Ihr begegneten Mitra und Varuna.

8) Sie sprachen zu ihr: Wer bist du? Sie sagte: Die Tochter Manus. Sie sprachen: Sage du bist unser. Sie sagte: Nein, sondern welcher mich gezeugt hat, dessen

bin ich. Sie wünschten aber einen Anteil an ihr und sie sagte nicht ja und nicht nein und ging davon; da begegnete sie dem Manu.

9) Manu sprach zu ihr: Wer bist du? Sie sagte: Deine Tochter. Er sprach: Wie, o Herrliche, bist du meine Tochter? Sie sagte: Jene Opfergaben, welche du ins Wasser gegossen hast, geklärte Butter, dicke Milch, Molke und Quark, aus diese hast du mich gezeugt. Ich bin ein Segenspruch, vollziehe (mich) diesen Segenspruch bei den Opfern. Wenn du (mich) ihn beim Opfer vollziehst, wirst du reich sein an Nachkommenschaft und Vieh. Und welchen Segen du nur durch mich wünschen wirst, der wird dir immer zu teil werden. Darum vollzog er jenen Segenspruch in der Mitte des Opfers.

10) Dann wandelte Manu mit ihr umher, lobsingend und sich mühend, Nachkommen begehrend. Und mit ihr erzeugte er jenes Geschlecht, welches das Geschlecht Manus heißt."

Die jüngere, aus nachchristlicher Zeit stammende Fassung des Mythus lautet im Maha-Bharata (Bopp, a. a. O. S. 2—10): Zu Manus, der in strenger Buße Jahre lang an einem Flusse steht, kommt ein kleiner Fisch mit der Bitte, ihn vor den großen Fischen zu retten. Manus, voll Mitleid, wirft ihn in ein wie der Mond leuchtendes Gefäß, dann, als der mächtig wachsende Fisch hier keinen Platz mehr hatte, in einen großen See, dann aus dem gleichen Grund in den Ganges und endlich ins Meer. Da sprach der Fisch: Erhaltung hast du mir gewährt; ich will dir sagen, was seinerzeit du zu tun hast. In kurzem wird alles Irdische in Ueberschwemmung geraten; diese Abwaschungszeit aller Geschöpfe ist nahe. Wenn diese überaus schreckliche Zeit genaht ist, so baue ein festes Schiff, besteige es mit den sieben Weisen und nimm von

allem Samen mit. Manus tat so und gedachte im Schiff des Fisches, der sofort herbeikam, gehörnt. Da band Manus das Schiff an das Horn auf dem Kopf des Fisches an. Das Meer geriet durch heftige Winde in große Unruhe, weder die Erde war sichtbar, noch der Himmel, alles war Wasser, viele Jahre lang. Als das Schiff aber zum Himawan kam, zog es der Fisch zum höchsten Gipfel, wo er es anbinden ließ, und diesem höchsten Berg den Namen Naubandhanam (Schiffsbindung) gab. Dann sprach er: Ich bin der Herr der Geschöpfe, Brahmâ: Höheres als ich gibt es nicht. Vom Manus sind alle Geschöpfe, Götter und Menschen und alle Welten zu schaffen; durch strenge Buße wird dies in Erfüllung gehen.

Aus einem anderen Somchita (Abteilung) der Veda-Literatur teilt uns M. Müller (Indien in seiner weltgeschichtl. Bedeutung, S. 114f.) folgenden Mythus mit: „Anfangs war dies alles Wasser und flüssig. Prajâpati, der Herr der Geschöpfe, wurde Wind und schwebte darüber. Er sah diese Erde und wurde ein Eber und nahm sie auf. Er wurde Visvakarnonu, der Schöpfer aller Dinge und reinigte sie. Sie breitete sich aus und wurde die ausgebreitete Erde."

Und aus dem Satapatha-Brâhmana berichtet M. Müller folgende Mythe (a. a. O. S. 115): Prajâpati nahm die Form einer Schildkröte (Kûrma) an und brachte alle Geschöpfe hervor. Insofern er sie vorbrachte, machte er sie (akarot) und weil er sie machte, wurde er Schildkröte (Kûrma) genannt. Eine Schildkröte ist (heißt) Kasyapa und darum heißen alle Geschöpfe Kâsyapa, schildkrötenartig. Er, der diese Schildkröte war, war in Wirklichkeit Âditya, die Sonne. Eine andere Anspielung auf „etwas wie eine Sündflut" bringt Müller endlich aus Kâthaka XI, 2: „Die Wasser reinigten dieses, Manu allein blieb übrig" (a. a. O. S. 115).

Auch die Erânier haben einzelne Erzählungen von einer großen Flut, welche die Menschen vertilgte (Spiegel, Erân. Altertumskunde, S. 478). Ahura Mazda riet dem Herrscher Yima, einen großen viereckigen Garten zu machen und in diesen den Samen aller Dinge zu bringen, der Menschen, Tiere, Pflanzen und des Feuers, einen Garten, der uns an die Arche Noah erinnert (Kossowicz bei Spiegel, S. 479). Auch andere Andeutungen einer Sintflut lassen sich finden. Besonders beachtenswert ist folgende Erzählung des Bundehesch, Kap. VII, die Spiegel, Erân. Altertumsk., S. 479 f. mitteilt (vgl. auch Andree, Flutsagen, 13 f.): In den ersten Zeiten der Welt, während des Krieges zwischen Ahura-mazda und Aŋrômainyus erschien der Stern Tistrya in dreifacher Gestalt, als Mann, als Pferd, als Stier in der Welt, um ihr Regen zu bringen. Die Welt war damals angefüllt von schädlichen Geschöpfen, welche das böse Prinzip geschaffen hatte. Tistrya regnete nun in jedem seiner drei Körper 10 Tage, im ganzen also 30 Tage lang. Als er in seiner ersten Gestalt geregnet hatte, mit Tropfen in der Größe einer Untertasse, da stieg das Wasser mannshoch auf der Erde und alle schädlichen Geschöpfe mußten sterben. Dann kam ein himmlischer Wind und fegte das Wasser hinweg, aber der Same der vertilgten schädlichen Geschöpfe war auf der Erde zurückgeblieben und verursachte Gift und Fäulnis. Zum zweiten Male stieg Tistrya in Gestalt eines weißen Pferdes auf die Erde herab, um von neuem zu regnen. Ihm trat der Dämon Apaoscha entgegen in der Gestalt eines schwarzen Pferdes, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Lange schwankt der Kampf, und nur durch übernatürliche Hilfe, welche Ahura-mazda dem Tistrya zu teil werden läßt, entscheidet sich der Kampf zu dessen Gunsten: er schlägt nämlich den Apaoscha mit dem Blitzfeuer, welches er als

seine Waffe gebraucht, ebenso den Dämon Çpenjaghra, den Begleiter des Apaoscha. Der also geschlagene Dämon stößt ein fürchterliches Geschrei aus, wie wir es jetzt im Gewitter vernehmen. Tistrya regnete nun von neuem auf die Erde und das zurückgebliebene Gift der schädlichen Wesen mischte sich mit dem Regenwasser, welches davon salzig wurde. Von neuem erhob sich ein mächtiger Wind, welcher binnen dreier Tage dieses Wasser zu den Enden der Erde hintrieb, so daß aus ihm 3 große und 23 kleinere Meere entstanden. — Auch noch an einer anderen Stelle im elften Kapitel, wo er von den verschiedenen Teilen der Erde handelt, kommt der Bundehesch auf die große Flut zu sprechen. Ursprünglich, heißt es, war die Erde ein Ganzes, nachdem aber Tystria 30 Tage lang geregnet hatte, zerbrach sie in 7 Teile, von denen jeder von dem anderen getrennt ist, die meisten durch das Meer. Diese Erzählung mag aus einer alten Quelle stammen, doch erwähnt der Avesta diese Begebenheit nicht. Zwar ist auch dort vom Kampfe zwischen Tistrya und Apaoscha die Rede, auch dort wird nicht bloß Apaoscha, sondern auch sein Genosse Çpenjaghra mit dem Blitzfeuer erschlagen, aber dieser Vorgang wird nicht als ein einmaliges Ereignis geschildert, welches am Anfange der Welt stattgefunden hat, sondern als eine beständig wiederkehrende Erscheinung, die man in jedem Gewitter wahrnehmen kann. Es mögen vielleicht beide Fassungen nebeneinander bestanden haben. Aber trotz des Alters dieser Erzählung hat man in ihr doch nur eine Analogie zur Flutgeschichte, nicht diese selbst. Es fehlt jede Beziehung auf das Menschengeschlecht, es scheint sogar, daß dasselbe bei diesem großen Regen noch nicht vorhanden gedacht wurde. Kein Wort ist ferner darüber gesagt, daß das Menschengeschlecht durch einen seiner Vertreter über die Flut hinüber gerettet

wurde: dies scheinen mir aber die Hauptpunkte zu sein, die nicht fehlen dürfen, und darum glaube ich nicht, daß dieser Mythus zur Flutgeschichte in näherer Beziehung steht. Doch ist, wie wir sehen werden, auch dieser Mythus für uns von Wichtigkeit, weshalb er hier ganz aufgeführt werden mußte.

Für die Griechen verweise ich kurz auf Usener 31 f., 245 f., wo die deukalionische und die ogygische Flut besprochen werden; für die Germanen auf Jak. Grimm (Deutsche Mythol., 545 f.), K. Simrock (Deutsche Mythol., 18 f.) und auf El. Meyers Mythologie der Germanen (1903, S. 444 f.). Einen Sintflutmythus der Litthauer erzählt nach Th. Narbutta J. Grimm, der uns auch die „einzige" Flutsage der Slaven (Serben) mitteilt (Deutsche Mythen, 547). Bei Ed. Davies, Brit. Mythol., 146 f. werden auch keltische Sintflutberichte erwähnt, die meist an einzelne Seen angeknüpft sind. Der „Berichte von kleineren Fluten" gibt es in Menge (J. Grimm 546); bei den Kelten, den Germanen und wohl bei allen Völkern sind sie häufig: es sind die lokal eng beschränkten Ueberflutungen, durch Seewasser, durch Regengüsse, die meist als „Strafgerichte" auftreten und also Sündfluten sind. Doch wird oft auch bei ihnen ein Einzelner gerettet.

10. Schluß.

Welchen Ursprung, welche Bedeutung haben nun die Sintflutmythen?

Wir haben gesehen, daß es Berichte über plötzlich eingetretene große, zerstörende Fluten, daß es also Sintfluterzählungen, die sehr häufig zugleich auch Sintflutmythen wurden, zwar nicht bei allen, aber doch bei sehr vielen Völkern, in den verschiedensten Ländern gibt; daß aber ein ursprünglich einheitlicher Sintflutmythus, der,

über die ganze Erde ausgebreitet, für alle Völkerstämme und Völker die gleiche Bedeutung habe, nicht existiert und nie existiert hat. Ebenso wenig, wie je eine tellurisch-einheitliche Sintflut eingetreten ist und eintreten konnte. Wir haben nur partielle Flutereignisse, Fluterzählungen, und zwar meist Mythologeme einzelner Völker und Völkerstämme. Diese Berichte werden im Gedächtnis der Völker festgehalten als Mythologeme, aber sie verschmelzen von Volk zu Volk nicht miteinander, und auch der semitische, biblische Bericht ist nur ein lokaler Mythus, der mit der Ausbreitung des Christentums sich allmählich über die ganze Erde verbreitet hat.

Um nun aber den Sintflutmythus richtig zu verstehen, müssen wir den Erdboden verlassen. Die Sintfluterzählung, der Sintflutmythus in seinen verschiedenen Variationen ist eine Darstellung bestimmter Vorgänge am Himmelsgewölbe, wie sie über die ganze Erde hin der Naturmensch in ihren Einzelerscheinungen fast täglich, in ihrem machtvollen geeinten Auftreten häufig sieht und die ihm zu bestimmten psychischen Zwangsvorstellungen wurden, die Umwölkungen des leuchtenden Himmels und die von ihm abströmenden Wasserfluten des Regens. Das Himmelsgewölbe selbst wird in seiner Einheit, in seiner leuchtenden Verschiedenheit gegenüber der sonstigen Welt, von der gesamten Urmenschheit, die nur anthropomorphisch auffassen kann, einheitlich zusammengefaßt in den ursprünglich anthropomorphisch empfundenen und gedachten Gottesbegriff, der hier seinen Ursprung hat für alle Völker, die ihn über die ganze Erde hin alle gleichmäßig besitzen und gleichmäßig projizieren. Die älteste anthropologisch notwendige Form des Gottesbegriffs faßt die Gottheit auf in anthropomor-

phischer Projektion, aber in ungenauer Personifizierung als den übermächtigen, gnädigen (Licht, Wärme), oft zürnenden (übermäßig angeregtes Gemeingefühl, Gewitter usw.), doch stets versöhnlichen, erlösenden (Nachlassen der von außen kommenden Spannungen) Himmelsgott. Und diesen Gott haben wir als Gott der Sintflut, ursprünglich gnädig, dann erzürnt, endlich versöhnt. So zeigt er sich überall, am einfachsten, größesten in der Genesis.

Der Flutmythus aber unterscheidet schon zwischen Himmel und Gott. Die ursprünglichste unklare Auffassung des Himmels, die anthropologische Zwangsauffassung, ist schon von der objektiveren Vorstellung losgelöst: der Himmel wird neben dem aus ihm entstandenen Gottesbegriff als eine Räumlichkeit getrennt von Gott aufgefaßt. Hierin liegt schon ein Beweis späterer Entwicklung. Denn aus der ältesten Form des Gottesbewußtseins, die als dumpfer Monotheismus auftritt, entwickelte sich, durch jene selbständigen Teilvorstellungen und Teilprojektionen, der Polytheismus. Auch er ist in den Flutmythen mancher Völker vertreten. Doch waren diese Mythen schon vorhanden, ehe der Polytheismus sich entwickelte und in seine Götterwelt auch den Flutmythus aufnahm. Ein Gott genügte für diesen letzteren; und so trat in manchen amerikanischen und in den griechischen Mythen für ihn Henotheismus ein. Der hebräische Flutmythus blieb immer monotheistisch.

Nun aber braucht der Urmensch ebenso sehr das Wasser, wie der Kulturmensch; er kann es nicht entbehren, er muß deshalb an Flüssen, Seen, am Meer wohnen; Quellen genügen ihm nicht. Vom Himmel aber kam auch Wasser, ganz gleich dem, wie es aus der Erde quoll; und wie das Wasser ist auch der Himmel unbeschreitbar.

Auch er ist durchsichtig, blau, seine Farbe erlischt in der Nacht, mit der Farbe des Wassers; sein Funkeln (Sterne, Mond, Sonne) zeigt auch das Wasser, durch seine Spiegelung.

Zwischen Gott oder den Göttern und den Menschen war also Wasser; wer zu den Göttern wollte oder sollte, mußte durch dies Wasser. Daher die Vermischung der Sintflutmythen mit dem Mythus vom Weg des Menschen zu Gott; man konnte nur dann zu Gott gelangen, wenn man über das Himmelsmeer gelangen konnte. Auch diesen Mythus finden wir über die ganze Erde verbreitet. Denn daß man durch den Luftraum zum Himmel gelangen konnte, das bewies ja die Straße der Götter vom Himmel, die bald als Fluß (mit Fischen), bald als Weg betrachtet wurde, die Milchstraße. Kranke und Tote wurden eingeschifft und gelangten so zu den Göttern, nach babylonischem, polynesischem Mythus hingebracht durch einen göttlichen Steuermann, oder dem direkten Rat der Götter folgend (Judäa, Griechenland usw.).

Hier tritt nun eine größere Verwickelung des Mythus ein, und daher ist hier seine Erläuterung, das Auffinden der einzelnen Vorstellungsfäden, nicht leicht. Zunächst treten hier einige in späterer Zeit weiter entwickelte Allgemeinbegriffe zuerst in den Mythus ein: so vor allem der Tabubegriff, der Begriff der größeren Heiligkeit der Gottheit und der von ihr, von ihrer Berührung ausgehenden Heiligkeit auch irdischer, menschlicher Dinge. Auch der über die ganze Erde hin, bei allen Naturvölkern verbreitete Tabubegriff wurzelt in der Zwangsvorstellung des Himmels als übermächtiger Einheit, welcher dann die Menschen bald segnet, bald straft. Der Segen besteht in dem Aufhören der peinlichen Eindrücke des — überhaupt für die Entstehung der Religion sehr wichtigen — Gemeingefühls.

Diese Eindrücke sind lästig, sehr oft schmerzlich; man identifiziert dieselben, abermals im physischen Zwang, mit den von außen kommenden, oft unangenehmen Einwirkungen des natürlichen Geschehens, des Naturlaufs. Sie werden durch den klar eintretenden Gottesbegriff, durch distinktes Licht und anderes rasch und leicht gelöst; daher diese unangenehmen Einwirkungen als Zornäußerungen der überirdischen Himmelsmacht aufgefaßt werden: gehen doch auch im Leben die direktesten Unannehmlichkeiten von erzürnten Menschen, vom eigenen Zorn aus. Kein Mensch aber ist frei von derartigen Unannehmlichkeiten, und für alle Menschen sind sie gleich, alle Menschen treffen sie gleichmäßig. Also sind alle Menschen Frevler gegen die Götter; es ist also streng logische und ethische Konsequenz der Tabuvorstellungen, daß alle Menschen getötet, vertilgt werden müssen — wenn sie nicht etwa als Sterne zum Himmel emporgenommen werden.

Dieser ethische Begriff der menschlichen Sündhaftigkeit bleibt; er ändert sich aber in seiner Form mit dem Alter des Mythus, mit der Natur der Völker, wie Babylonien, Indien, Griechenland, Judäa usw. beweist.

Nun ist aber das Wasser, welches vom Himmel, aus den Wolken herabstürzt, völlig gleich dem Wasser, welches aus der Erde, d. h. für den Naturmenschen unter der Erde hervorbricht. Beides ist also für den letzteren das gleiche und das Wasser über und unter der Veste, beide sind also bei der Sintflut gleichmäßig tätig. Das Wasser aber ist tabu und also gefährlich für den Menschen. Der zürnende, nur durch das Luftwasser zu erreichende Gott oder Himmel strafte also, vertilgte durch Wasser: der Himmelsozean, die Luftwasser, die Wolken deckten alle höchsten Berge.

Hiermit ist die Vorstellung von einer Vertilgung des Menschengeschlechtes durch eine alles ersäufende Wasserflut erklärt. Woher aber kommt der Gedanke der Rettung eines oder mehrerer Auserwählter auf einem Schiff?

Hier glaube ich, ist es der Mond, der die Veranlassung gab. Er ist leicht zu sehen, auch bei Tage, während die Sonne sehr schwer zu sehen ist: daher denn Sonnenmythen stets jünger sind als Mond- und Himmelsmythen. Zunächst wurde auch er nach jenem psychologischen Zwang als Persönlichkeit gefaßt. Dann aber spaltet sich eine unpersönliche Vorstellung ab. Die Mondsichel schwimmt in Kahngestalt durch das Himmelsmeer, und jedesmal landet der Kahn an einem Teil des Horizontes, oft gar an einem Berge, auf dem er zu ruhen scheint: und er kann nicht leer sein, sondern ist, wie stets die Kähne, von irgendeinem Menschen besetzt. Und dieses Fahrzeug, das die Lichtfarbe der Götter hatte und den großen, dem gemeinen Menschen unbetretbaren Himmelsozean, den Weg zu den Göttern, durchschwamm, mußte unter dem besonderen Schutze der Götter stehen und seine Insassen ins Götterland führen.

Und die Tiere in der Arche? Vielleicht verdanken sie ihre Existenz der späteren vernünftelnden Ueberlegung, daß aus der großen Wasserflut unzweifelhaft Tiere gerettet sein mußten, da sie ja so zahllos weiterexistierten: dann aber waren sie auch in jenem Götterschiff mitgefahren. Möglich auch, daß die Sterne, die hervortreten, wenn der Mond untergegangen ist, und die sonst auch als Kinder desselben gelten, ohne Scheu vor dem Widerspruch der Anschauungen als die geretteten Tiere betrachtet wurden.

Eine große Rolle spielen im Sintflutmythus die Vögel. Nun, die Vögel leben nach uralter Auffassung eigentlich

im Wasser, wenn man, wie billig, den Luftozean zum Wasser rechnet. Aber eben weil Himmel und Wasser heilig sind, so sind es auch die Vögel, welche fliegen und schwimmen. Singend und kreischend kommen sie vom Himmel herab und steigen zu ihm auf, bringen also Nachrichten vom oder zum Himmel, sie sind heilige Wesen, Götterboten. Zeus' Adler vermittelt die Befehle des Himmelsherrn, Vogelflug kündet Schicksal und Willen der Götter, und die Seelen der Toten, die zu den Göttern wollen, steigen als Vögel empor.

Doch auch die Wolken schwimmen im Himmelsozean und sind Schiffe der Götter: sie tragen die leuchtende Farbe des Himmels, und hell strahlen auch ihre Insassen, die bald freundlich und hilfreich sind, wie die Götter meist, bald aber auch, infolge der Tabugesetze, gefährlich sind. An diese Vorstellungen knüpfen die ältesten Weiterbildungen des Mythus an.

Die nachsintflutlichen Menschen werden entweder von den Insassen der Arche erzeugt, welche ungefähre Angabe für den Mythus völlig genügt, oder aber sie werden von den Göttern oder auf Rat der Götter von den Menschen aus Steinen gebildet. An den Sintflutmythus reiht sich der Schöpfungsmythus. Der Himmel wölbt sich über der Erde, man faßt ihn göttlich, d. h. als unendlichen Menschen. Dazu tritt die Analogie des Blutes und der Knochen mit Wasser und Stein, und so wird der Himmelsozean zum Blute des Himmelgottes, die in den Himmel und die Wolken hoch hineinragenden Felsenberge bilden sein Knochengerüst. Auf Grund dieser Vorstellung begreift es sich, daß analog auf Befehl der Götter aus Steinen Menschen werden können. Vermutlich ist der enge Zusammenhang der Schöpfungsgeschichte mit dem Sintflutmythus erst später hergestellt, wie sich denn

auch sonst mancherlei spätere Zusätze finden. So die Uebertragung der Sintfluterregung auf den Mond selbst oder (wie in Neuseeland) auf die Sonne, so die sehr begreifliche Einführung des Regenbogens. Und wie viele andere Mythen, so ist auch der von der Sintflut häufig zum Lokalmythus eingeschrumpft, Ja schließlich ein Teil der ältesten Wissenschaft geworden. Denn die Erscheinungen, die ihn in der Urzeit entstehen ließen, dauerten fort, und die Analogie mit öfters eintretenden, bisweilen auch vom Himmel stürzenden Ueberschwemmungen war sehr deutlich, und die Ueberzeugung von einer früheren untergegangenen Welt wurde durch Fossilienfunde in den Steinen immer aufs neue bestärkt.

So haben wir den Mythus erklärt, sein Alter, sein stetiges Zunehmen und Breiterwerden und seine Kompliziertheit: Kein Zug desselben bleibt unbegreiflich oder unnötig, aber auch nur unserer Erklärung zeigt sich ein solches restloses Aufgehen. Mit einem bloßen Sonnenmythus (Usener) kommen wir nicht aus, noch viel weniger mit Lokalerscheinungen (Süss). Gerade seinem Alter verdankt er den Reichtum seines Inhaltes: Er wuchs und blieb doch stets derselbe. Er ist eine Art von mythologischem Epos, eine Märchendichtung der ältesten Menschheit, deren Alter und Naturwahrheit ihm seine Festigkeit erwarb. In dieser seiner Eigenart ist er besonders merkwürdig sowohl für die Mythenforschung als auch für die psychologische und soziologische Betrachtung der Menschheitsgeschichte.

Frommannsche Buchdruckerei (Hermann Pohle) Jena — 4038

A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn

Allgemeine Religionsgeschichte

von

Conrad von Orelli
Dr. phil. et theol., ord. Prof. d. Theol. in Basel

2. Auflage in zwei Bänden.

Band I gebunden 9 Mark

Von den modernen größeren Werken aus dem Gebiete der Religionsgeschichte ist das Orellische das einzige, welches den gesamten Stoff in einheitlicher Bearbeitung bietet. Das Werk hat in erster Linie die Bedürfnisse der Studierenden und Pfarrer im Auge, ist aber so eingerichtet, daß jeder Gebildete daraus ohne Mühe ein lebendiges Bild der einzelnen Religionen gewinnen kann, was dem Verfasser bei der weitverbreiteten Teilnahme, welche die allgemeine Religionsgeschichte heute findet, von besonderer Wichtigkeit schien, da erst bei wirklich historischem Verständnis der richtige Maßstab zur Beurteiluug der einzelnen Erscheinungen vorhanden sein kann.

Die Darstellung hält in der jetzt erscheinenden zweiten Auflage im allgemeinen die gleichen Grenzen inne, welche sich bei der ersten Auflage bewährt haben; doch werden eine Anzahl Kapitel in neuer Redaktion geboten und Erweiterungen da vorgenommen, wo seit dem Erscheinen der ersten Auflage neues Material von Belang hinzugekommen ist. Infolgedessen empfahl sich die Teilung in zwei Bände. Jeder derselben erhält sein besonderes Register.

Band 1 umfaßt außer der orientierenden Einleitung die Religionen der Chinesen und Japaner, sowie der übrigen mongolischen Völker. Ferner die Religion der alten Aegypter; dann die der Babylonier und Assyrer, an welche sich die der Westsemiten, Aramäer, Kanaanäer usw. anreihen, mit Berücksichtigung ihrer Verhältnisse zur Religion Israels und zum Christentum. Ferner wird hier behandelt der Manichäismus und die Mandäische Religion. Endlich die arabische, insbesondere der Islam, bis auf die Neuzeit.

Band 2 stellt die große indogermanische Religionsfamilie dar: die Religionen Indiens: Brahmanismus, Buddhismus, Hinduismus; darauf den Parsismus, die Religionen der Hellenen, Römer, Kelten, Germanen und Slawen. Weiterhin kommen zur Behandlung die Religionen der Eingeborenen Afrikas und Amerikas mit besonderer Berücksichtigung Mexikos und Perus, sowie die des Südseegebietes, Australiens usw. Am Schluß werden einige Richtlinien für die Probleme der Allgemeinheit, des Ursprungs und der Entwicklung der Religion gezogen.

Band 1 liegt vor. Band 2 wird im Frühjahr 1912 zu erscheinen anfangen. Die erste Lieferung wird von den Buchhandlungen gern zur Einsicht geliefert.

A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn

Einleitung in das Alte Testament

Mit Einschluß der Apokryphen und der Pseudepigraphen Alten Testaments

von

Eduard König
ord. Professor der Theologie und Geheimer Konsistorialrat, Bonn

XII, 850 Seiten — Ermäßigter Preis Mark 6.—

Die „Einleitung ins Alte Testament" von Ed. König wurde von der Kritik des In- und Auslandes allgemein als eine sehr schätzenswerte Leistung bezeichnet, und C. H. Cornill gibt in seinem Grundriß der Einleitung ins Alte Testament (1908, S. 7) über das Werk sein Urteil dahin ab, daß „um des gewaltigen Stoffreichtums und des durchaus selbständigen Durchdringens der ganzen Disziplin willen dies großartige Einleitungswerk als die bedeutendste Erscheinung der letzten Jahre anerkannt werden muß".

Wenn die Verlagsbuchhandlung sich nunmehr entschlossen hat, das wertvolle Werk zu einem billigeren Preise anzusetzen, so geschah es in der Erwägung, daß durch den bisherigen höheren Preis das Buch manchen Kreisen nicht zugänglich geworden ist, denen es in der wissenschaftlichen Arbeit Dienste zu leisten berufen ist, da es unter allen neueren Bearbeitungen dieser Disziplin eine vierteilige Darlegung gibt, nämlich auch eine Geschichte der Hermeneutik und eine Auseinandersetzung über die Prinzipien der Exegese, und da es auch über die drei anderen Teile einerseits einen solchen Reichtum an Quellenmaterial (hauptsächlich aus entlegenen Literaturen) darbietet, wie ihn kürzere Bücher gar nicht enthalten können, und andererseits über alle Probleme der neueren Kritik des Alten Testaments sich in grundlegenden Einzeldiskussionen ausspricht. Auch sind dem Buche die reichhaltigsten Sach- und Stellenregister beigegeben.

Das Werk kann zu dem oben mitgeteilten Preise von Mark 6.— durch die wissenschaftlichen Buchhandlungen bezogen werden.

A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn

Das Jenseits im Mythos der Hellenen

Untersuchungen über antiken Jenseitsglauben

von

Prof. Dr. L. Radermacher

VIII und 152 Seiten. 1903. 3 Mark

Die Untersuchung beschäftigt sich zunächst mit der Komposition der antiken Nekyien und zeigt, daß das elfte Buch der Odyssee trotz der disparaten Elemente, aus denen es sich zusammensetzt, dem antiken Leser keinen Anstoß bieten konnte, weil naive Jenseitsdichtung überhaupt mit den verschiedenen Vorstellungen sehr frei schaltete. Das sechste Buch der Äneis ist anders, und es wird versucht, die Geschlossenheit seiner Grundanschauung in einem bestimmten, strittigen Falle zu erweisen. Der zweite Teil verfolgt das Motiv der Fahrt ins Jenseits, und zieht, um den Kern antiker Sagen zu gewinnen, mehrfach moderne Märchen heran. Der dritte Teil wendet sich der Frage zu, inwieweit der immer mehr erstarkende Glaube an einen unterirdischen Hades Elemente aus anderen Vorstellungskreisen an sich riß, und behandelt im Zusammenhang damit auch einzelne Figuren der Unterweltsdämonologie. Vier Exkurse, Orestes und die Tragödie — Zur alttestamentlichen Simsonlegende — Vom Kampf mit dem Tode — Grenzwasser der Unterwelt, machen den Schluß.

A. Marcus und E. Weber's Verlag, Bonn

TABVLAE IN VSVM SCHOLARVM

EDITAE SVB CVRA

IOHANNIS LIETZMANN

Erschienen sind:

1. SPECIMINA CODICVM GRAECORVM VATICANORVM collegerunt PIVS FRANCHI DE' CAVALIERI et IOHANNES LIETZMANN. 1910. XVI S. 50 Tafeln in Lichtdruck. In Leinenband 6 M., Vorzugsexemplare in Pergament 12 M.
2. PAPYRI GRAECAE BEROLINENSES collegit WILHELM SCHVBART. 1911. XXXIV S. 50 Tafeln in Lichtdruck. In Leinenband 6 M., Vorzugsexemplare in Pergament 12 M.
3. SPECIMINA CODICVM LATINORVM VATICANORVM collegerunt FRANCISCVS EHRLE S. J. et PAVLVS LIEBAERT. XXXVI S. 1911. 50 Tafeln in Lichtdruck. In Leinenband 6 M., Vorzugsexemplare in Pergament 12 M.
4. INSCRIPTIONES LATINAE collegit ERNESTVS DIEHL. 1912. 50 Tafeln in Lichtdruck. In Leinenband 6 M., Vorzugsexemplare in Pergament 12 M.

KLEINE TEXTE FÜR VORLESUNGEN UND ÜBUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON HANS LIETZMANN

1 DAS MURATORISCHE FRAGMENT und die monarchianischen prologe zu den evangelien, hrsg. v. H. Lietzmann. 2. Aufl. 16 S. 0.30 M.

2 DIE DREI ÄLTESTEN MARTYROLOGIEN, hrsg. v. H. Lietzmann. 2. Aufl. 18 S. 0.40 M.

3 APOCRYPHA I: Reste d. Petrusevangeliums, d. Petrusapocalypse u. d. Kerygma Petri, hrsg. v. E. Klostermann. 2. Aufl. 16 S. 0.30 M.

4 AUSGEWÄHLTE PREDIGTEN I: Origenes homilie X über den propheten Jeremias, hrsg. v. E. Klostermann. 16 S. 0.30 M.

5 LITURGISCHE TEXTE I: Zur gesch. d. orientalischen taufe u. messe im 2. u. 4. jahrh., ausgew. v. H. Lietzmann. 2. Aufl. 16 S. 0.30 M.

6 DIE DIDACHE, mit kritischem apparat hrsg. v. H. Lietzmann. 2. Aufl. 16 S. 0.30 M.

7 BABYLONISCH-ASSYRISCHE TEXTE, übers. v. C. Bezold. I. Schöpfung und Sintflut. 2. Aufl. 24 S. 0.40 M.

8 APOCRYPHA II: Evangelien, hrsg. v. E. Klostermann. 2. Aufl. 21 S. 0.40 M.

9 PTOLEMAEUS BRIEF AN DIE FLORA, hrsg. v. A. Harnack. 10 S. 0.30 M.

10 DIE HIMMELFAHRT DES MOSE, hrsg. v. C. Clemen. 16 S. 0.30 M.

11 APOCRYPHA III: Agrapha, slavische Josephusstücke, Oxyrhynchusfr. 1911 hrsg. v. E. Klostermann. 2. Aufl. 26 S. 0.50 M.

12 APOCRYPHA IV: Die apokryphen briefe des Paulus an die Laodicener und Korinther, hrsg. v. A. Harnack. 0.40 M.

13 AUSGEWÄHLTE PREDIGTEN II: Fünf festpredigten Augustins in gereimter prosa, hrsg. v. H. Lietzmann. 16 S. 0.30 M.

14 GRIECHISCHE PAPYRI, ausgewählt und erklärt v. H. Lietzmann. 2. Aufl. 32 S. 0.80 M.

15/16 DER PROPHET AMOS, Hebräisch und Griechisch, hrsg. v. J. Meinhold und H. Lietzmann. 32 S. 1.00 M.

17/18 SYMBOLE DER ALTEN KIRCHE, ausgew. v. H. Lietzmann. 32 S. 0.80 M.

19 LITURGISCHE TEXTE II: Ordo missae secundum missale romanum, hrsg. v. H. Lietzmann. 32 S. 0.40 M.

20 ANTIKE FLUCHTAFELN, ausgew. u. erklärt v. R. Wünsch. 2. Aufl. 31 S. 0.70 M.

21 DIE WITTENBERGER U. LEISNIGER KASTENORDNUNG 1522, 1523, hrsg. v. H. Lietzmann. 24 S. 0.60 M.

22/23 JÜDISCH-ARAMÄISCHE PAPYRI AUS ELEPHANTINE sprachlich und sachlich erklärt v. W. Staerk. 2. Aufl. 38 S. 1.30 M.

24/25 MARTIN LUTHERS geistliche Lieder, hrsg. v. A. Leitzmann. 31 S. 0.60 M.

26/28 LATEINISCHE CHRISTLICHE INSCHRIFTEN mit einem anhang jüdischer inschriften, ausgewählt u. erklärt v. E. Diehl. 48 S. 1.20 M.

29/30 RES GESTAE DIVI AVGVSTI, hrsg. u. erkl. v. E. Diehl. 2. Aufl. 40 S. 1.20 M.

31 ZWEI NEUE EVANGELIENFRAGMENTE hrsg. u. erkl. v. H. B. Swete. 15 S. 0.40 M.

32 ARAMÄISCHE URKUNDEN z. gesch. d. Judentums im VI u. V jahrh. vor Chr. sprachl. u. sachl. erkl. v. W. Staerk. 16 S. 0.60 M.

33/34 SUPPLEMENTUM LYRICUM, neue bruchstücke von Archilochus Alcaeus Sappho Corinna Pindar ausgewählt u. erklärt v. E. Diehl. 2. Aufl. 44 S. 1.20 M.

35 LITURGISCHE TEXTE III: Die konstantinopolitanische messliturgie vor dem IX jahrhundert v. A. Baumstark. 16 S. 0.40 M.

36 Liturgische Texte IV: Martin Luthers Von ordnung gottesdiensts, Taufbüchlein, Formula missae et communionis 1523 herausgegeben von Prof. D. Hans Lietzmann. 24 S. 0.60 M.

37 Liturgische Texte V: Martin Luthers Deutsche Messe 1526 herausgegeben von Prof. D. H. Lietzmann. 16 S. 0.40 M.

38/40 Altlateinische Inschriften von Prof. Dr. Ernst Diehl. 2. Aufl. 92 S. 2.40 M., gbd. 2.80 M.

41/43 Fasti Consulares Imperii Romani von 30 v. Chr. bis 565 n. Chr. mit Kaiserliste und anhang bearbeitet von W. Liebenam. 128 S. 3 M., gbd. 3.40 M.

44/46 Menandri reliquiae nuper repertae herausgegeben von Dr. Siegfried Sudhaus. 65 S. 1.80 M., gbd. 2.20 M.

47/49 Lateinische altkirchliche Poesie ausgewählt von Prof. D. Hans Lietzmann. 64 S. 1.50 M.

50/51 Urkunden zur Geschichte des Bauernkrieges und der Wiedertäufer hrsg. von Prof. Dr. H. Böhmer. 36 S. 0.80 M.

52/53 Frühbyzantinische Kirchenpoesie I: Anonyme hymnen des V—VI jahrhunderts ediert von Dr. Paul Maas. 32 S. 0.80 M.

54 Kleinere geistliche Gedichte des XII Jahrhunderts herausg. von Albert Leitzmann. 30 S. 0.80 M.

55 Meister Eckharts Buch der göttlichen Tröstung und von dem edlen Menschen (Liber Benedictus) herausgegeben von Philipp Strauch. 51 S. 1.20 M.

56 Pompeianische Wandinschriften und verwandtes ausgewählt von Prof. Dr. Ernst Diehl. 60 S. 1.80 M.

57 Altitalische Inschriften hrsg. v. W. Jacobsohn. 32 S. 0.80 M.

58 Altjüdische liturgische Gebete herausgegeben von Prof. D. W. Staerk. 32 S. 1.00 M.

59 Des Miśnatraktat Berakhoth in vokalisiertem Text herausg. von Prof. D. W. Staerk. 16 S. 0.60 M.

60 Edward Youngs Gedanken über die Originalwerke in einem Schreiben an Samuel Richardson übersetzt von H. E. v. Teubern herausgegeben von Kurt Jahn. 46 S. 1.20 M.

61 Liturgische Texte VI: Die Klementinische liturgie aus den Constitutiones apostolorum VIII mit anhängen herausgegeben von Prof. D. Hans Lietzmann. 32 S. 0.80 M.

62 Vulgärlateinische Inschriften herausgeg. von Prof. Dr. Ernst Diehl. 180 S. 4.50 M., gbd. 5 M.

63 Goethes erste Weimarer Gedichtsammlung mit varianten hrsg. von Albert Leitzmann. 35 S. 0.80 M., gbd. 1.20 M.

64 Die Oden Salomos aus dem syrischen übersetzt mit anmerkungen von A. Ungnad und W. Staerk. 40 S. 0.80 M.

65 Aus der antiken Schule. Sammlung griechischer texte auf papyrus holztafeln ostraka ausgewählt und erklärt von Dr. Erich Ziebarth. 23 S. 0.60 M.

66 Aristophanes Frösche mit ausgewählten antiken scholien herausgeg. von Dr. Wilhelm Süss. 90 S. Brosch. 2 M., geb. 2.40 M.

67 Dietrich Schernbergs Spiel von Frau Jutten herausgeg. von Prof. Dr. Edward Schröder. 56 S. 1.20 M.

68 Lateinische Sacralinschriften ausgewählt von Dr. Franz Richter. 45 S. 0.90 M.

69 Poetarvm vetervm Romanorvm reliquiae selegit Ernestus Diehl. 165 S. Brosch. 2.50 M., geb. 3.— M.

70 Liturgische Texte VII: Die Preussische Agende im auszug hrsgeg. von Hans Lietzmann. 42 S. Brosch. 0.80, geb. 1.— M.

71 Cicero pro Milone mit dem commentar des Asconivs und den Scholia Bobiensia herausgeg. von Dr. Paul Wessner. Brosch. 1.60 M., geb. 2.— M.

72 DIE VITAE VERGILIANAE und ihre antiken quellen herausgeg. von Prof. Dr. Ernst Diehl. 60 S. 1.50 M.

73 DIE QUELLEN VON SCHILLERS UND GOETHES BALLADEN zusammengestellt von Albert Leitzmann. 51 S. 3 Abbildungen. Brosch. 1.20 M., geb. 1.50 M.

74 ANDREAS KARLSTADT VON ABTUHUNG DER BILDER und das keyn bedtler vnther den christen seyn sollen 1522 und die Wittenberger beutelordnung herausgeg. von Hans Lietzmann. 32 S. 0.80 M.

75 LITURGISCHE TEXTE VIII: Die Sächsische Agende im auszug herausg. von Hans Lietzmann. 36 S. Brosch. 0.80 M., geb. 1.— M.

76 AUSWAHL AUS ABRAHAM A. S. CLARA herausgegeben von Prof. Dr. Karl Bertsche. 47 S. 1.— M.

77 HIPPOCRATIS de aere aquis locis mit der alten lateinischen übersetzung herausgeg. von G. Gundermann. 50 S. 1.20 M.

78 RABBINISCHE WUNDERGESCHICHTEN des neutestamentlichen zeitalters in vokalisiertem text mit sprachlichen und sachlichen anmerkungen von Lic. Paul Fiebig. 28 S. 1.— M.

79 ANTIKE WUNDERGESCHICHTEN zum studium der wunder des Neuen Testaments zusammengest. von Lic. Paul Fiebig. 27 S. 0.80 M.

80 VERGIL AENEIS II mit dem commentar des Servius herausgeg. von Ernst Diehl. 131 S. Brosch. 2.— M., geb. 2.50 M.

81 ANTI-XENIEN in auswahl hrsgeg. von Dr. Wolfgang Stammler. 68 S. Brosch. 1.40 M., geb. 1.80 M.

82 APOLLONIUS DYSCOLUS De pronominibus pars generalis edidit Dr. Paulus Maas. 44 S. 1.— M.

83 ORIGENES, EUSTATHIUS V. ANTIOCHIEN, GREGOR V. NYSSA über die Hexe von Endor herausgeg. von Erich Klostermann. 70 S. 1.60 M.

84 AUS EINEM GRIECHISCHEN ZAUBERPAPYRUS herausgeg. und erklärt von Richard Wünsch. 31 S. 0.70 M.

85 DIE GELTENDEN PAPSTWAHLGESETZE herausgegeben von Friedrich Giese. 56 S. 1.20 M.

86 ALTE EINBLATTDRUCKE herausgegeben von Otto Clemen. 77 S. 1.50 M.

87 UNTERRICHT DER VISITATOREN an die pfarrherrn im kurfürstentum zu Sachsen herausgeg. von Hans Lietzmann. 48 S. 1.— M.

88 BUGENHAGENS BRAUNSCHWEIGER KIRCHENORDNUNG herausgeg. von Hans Lietzmann. 152 S. 2.40 M.

89 EURIPIDES MEDEA mit scholien herausg. von Ernst Diehl. 116 S. 2.60 M., geb. 3.— M.

90 DIE QUELLEN VON SCHILLERS WILHELM TELL zusammengestellt von Albert Leitzmann. 47 S. 1.20 M., geb. 1.50 M.

91 SCHOLASTISCHE TEXTE I: Zum Gottesbeweis d. Thomas v. Aquin zusammengestellt v. E. Krebs. 64 S. 1.50 M.

92 MITTELHOCHDEUTSCHE NOVELLEN I: Die heidin hrsg. v. L. Pfannmüller. 51 S.

93 SCHILLERS ANTHOLOGIE-GEDICHTE kritisch hrsg. v. W. Stammler.

A. MARCUS UND E. WEBERS VERLAG, BONN

ARX ATHENARVM

A PAVSANIA DESCRIPTA

IN VSVM SCHOLARVM

EDIDERVNT

OTTO JAHN ET ADOLFVS MICHAELIS

EDITIO TERTIA ACTIS ARCIS ET FASCICVLO
TABVLARVM AVCTA

PREIS MIT ATLAS 10.— MARK

BINDING SEPT. 1967

BL
325
D4G4

Gerland, Georg Karl
Cornelius
Der Mythus von der
Sintflut

[redacted]

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY